

konstruktiv

Theologisches aus Bern

Beilage zum *bref* Magazin
N° 42/2018



Ja! Mut zur Krise:
Karl Barth 1919–2019

Inhalt

- 3 **Zu zweit im Gebirge**
Karl Barths Freundschaft mit Eduard Thurneysen
Matthias Zeindler
- 5 **«Da, nehmt, ergreift, habet!» –**
Wie tönen Barths Safenwiler Predigten heute?
David Plüss
- 7 **Mut zur Theologie – Karl Barths «eiserne Rationen»**
im Konfirmandenunterricht
Stefanie Lorenzen
- 8 **«Don't be a maybe» – oder: Karl Barth, der Raucher**
Matthias Käser-Braun
- 10 **«Ich wünsche diese Zeit herbei ...» –**
Karl Barth und das Frauenstimmrecht
Ruth Hess
- 12 **Karl Barths «Entdeckerfreude» und der Glaube**
Benjamin Schliesser
- 14 **Die christliche Gemeinde soll kein «stummer Hund» sein!**
Karl Barth und die Diakonie zwischen Kirche und Staat
Christoph Sigrist
- 15 **Die Entzweiung zwischen Leonhard Ragaz und Karl Barth –**
Ertrag und Kosten der Krise
Martin Sallmann
- 17 **Karl Barth und der Neoliberalismus**
Luca Di Blasi
- 18 **Gott ist Gott –**
oder: die Wiederentdeckung der Alterität Gottes
Magdalene L. Frettlöh
- 20 **Karl Barth beim Denken zusehen**
Ein Werkstattbericht zur Annotation und Kommentierung
von Barths *Einführung in die evangelische Theologie*
Dominik von Allmen-Mäder
- 21 **Neues aus der Fakultät**
- 24 **Buchpublikationen**

konstruktiv Beilage zum *bref* Magazin,
Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich, Telefon 044 299 33 21.
Redaktion Magdalene L. Frettlöh & Matthias Käser-Braun.
Gestaltung Matthias Käser-Braun.
Barth'sche Intermezzi Luana S. Hauenstein & Manuel Zimmermann.
Produktion Reformierte Medien Zürich.
Druck Jordi AG, Aemmenmattstrasse 22, 3123 Belp.
Herausgeberin Theologische Fakultät der Universität Bern.

Editorial

«Warum Karl Barths Theologie ihre beste Zeit noch vor sich hat» – dafür hat Ralf Frisch in seinem gerade im tvz erschienenen Buch «Alles gut» überzeugende Gründe angebracht und dabei einmal mehr die unverbrauchte Aktualität der Theologie Barths unter Beweis gestellt. Und diese trifft nicht nur auf die ebenso kühne wie Gelassenheit schenkende Grosserzählung der vielbändigen *Kirchlichen Dogmatik* zu, sondern gilt ebenso für die geradezu expressionistischen *Römerbrief*-Kommentare Barths aus den Jahren 1919 und 1922.

Eruptiv brach die eigenwillige, gegen die Not des Predigtamtes und die vollends angesichts des Ersten Weltkriegs nicht mehr zu verbergende Krise von Theologie und Kirche angehende, verwegene neue Sicht auf den Römerbrief des Apostel Paulus in die Wüste des ersten Nachkriegsjahres ein. Gemeinsam mit dem Tambacher Vortrag *Der Christ in der Gesellschaft* machte sie ihren Autor weit über die Grenzen der Schweiz bekannt, provozierte Wellen heftiger Begeisterung und scharfen Widerspruchs und katapultierte den aargauischen Pfarrer auf eine Honorarprofessur für Reformierte Theologie in Göttingen.

Anlässlich 100 Jahre *Römerbrief I* haben Kirchen in Deutschland und der Schweiz für 2019 das Karl Barth-Jahr «Gott trifft Mensch» ausgerufen. Die Berner Theologische Fakultät läutet es mit diesem konstruktiv-Heft ein – überzeugt davon, dass die so steil und schroff, apodiktisch und polemisch anmutende frühe Dialektische Theologie des Störenfrieds Karl Barth auch heute mit ihrem antibürgerlichen Impetus kräftig aus der Ruhe zu bringen vermag.

Wir danken allen, die mit ihren Beiträgen Einblicke in die bewegten Safenwiler Jahre Barths (und darüber hinaus) gegeben haben. Dr. Peter Zocher vom Karl Barth-Archiv verdanken wir mehr als nur die Bildvorlagen und Abdruckrechte.

Möge das diesjährige konstruktiv-Heft seinen Leser_innen das eine oder andere herzhaftes Lachen entlocken und sie zu eigenen Barth-Lektüren verlocken. Bedienen Sie sich dabei doch der Barth'schen *props*, die dazu einladen, die Welt auch mal durch Barths Brille wahrzunehmen oder sich einen Bart(h) zuzulegen, der an den Gegebenheiten kratzt. Dass das freilich nicht ohne rauchende Köpfe (und Pfeifen) geht, einem allemal der Kragen platzen kann, um dann doch wieder den Hut zu ziehen, werden aufmerksame Leser_innen rasch in Erfahrung bringen.

Matthias Käser-Braun & Magdalene L. Frettlöh

Zu zweit im Gebirge

Karl Barths Freundschaft mit Eduard Thurneysen

Dr. Matthias Zeindler, Titularprofessor für Dogmatik (Institut für Systematische Theologie)

Die Theologie des «frühen» Barth ist ohne die Freundschaft mit Eduard Thurneysen nicht denkbar. Im September 1921, kurz vor seinem Umzug nach Göttingen, schreibt er an Thurneysen: «[G]anz abgesehen davon, dass ich ohne dich wahrscheinlich heute noch missmutig bei Schleiermacher oder auch im Sozialismus drin steckte». Und weiter: «[D]enn du siehst nach wie vor irgendwie weiter als ich, bist irgendwie der «Andere» in mir, dem «Nächsten» [sic!], auf den es eigentlich ankommt» (520). Deutlicher hat Barth selten ausgedrückt, was er einem einzelnen Menschen verdankt.

Entsprechend niedergeschlagen klingen die zwei, als die enge Gemeinschaft durch Stellenwechsel beider an ihr Ende kommt. Als Thurneysen 1919 eine neue Pfarrstelle in St. Gallen antritt, schreibt er schon bald: «Ich seufze viel nach Dir – warum müssen wir auch so weit auseinanderliegen!» (396) Und schon vorher, als er von der Wahl des Freundes gelesen hat, gesteht Barth, dass er «eigentlich *nur* betrübt» sei, «wie bei einer Beerdigung, wo man immer denkt, es könne gar nicht sein» (346). Als Barth seine Göttinger Professur antritt und sich die räumliche Distanz nochmals vergrössert, notiert schliesslich Thurneysen: «Ich komme mir ganz verlassen und abgekapt vor. Dein Schritt führt auch mich ins Dunkle, macht mich einsam und unsicher» (487).

Gemeinsam erlittene Predigtnot

Die beiden jungen Theologen kannten sich bereits als Studenten, eine Freundschaft entstand aber erst, als sie in nahegelegenen Kirchgemeinden im Aargau ihre ersten Pfarrstellen innehatten. Nachdem Barth am 1. Juni 1913 von Safenwil nach Leutwil zu Thurneysens Amtseinsetzung gewandert war, entstand sehr schnell ein reges Hin und Her von Besuchen und häufigen Briefen. Beide hatten weder Telefon noch Auto, also verfügte man sich entweder zu Fuss oder per Velo ins Pfarrhaus des Anderen. Der Briefwechsel zwischen beiden umfasste zuletzt rund 1000 Briefe, diejenigen aus der Pfarramtszeit (1913–1921) sind greifbar im ersten von drei Bänden in der Barth-Gesamtausgabe. Zu Briefen und Treffen – mit oder ohne Ehefrauen – kamen regelmässige Predigtbesuche, Unterrichtsvertretungen, Reisen zu Tagungen und gemeinsame Ferien. Alles in allem eine Gesprächsgemeinschaft von einer seltenen Intensität.

Die vielen Gespräche sind weit mehr als blosser Geselligkeit, sie sind Ausdruck eines geteilten Unbehagens, einer gemeinsamen Ratlosigkeit. Die Aufgabe, nun wöchentlich den Menschen das Evangelium zu verkündigen, führt den beiden jungen Pfarrern deutlich vor Augen, dass die theologischen Grundlagen, die ihnen von ihren verehrten akademischen Lehrern vermittelt worden sind, nicht mehr tragen. Gleichzeitig fühlen sie sich aber weit davon entfernt, über einen besseren Weg zu verfügen. «Woher soll die notwendige neue Orientierung kommen?» (10) Man muss sich die Lage von Barth und Thurneysen als eigentliche Nullpunkt-Situation vorstellen. Nicht selten wird das Predigen zur tiefen Not, Barth spricht einmal von einer «apriorischen Unmöglichkeit» desselben (247). Mehr als einmal seufzt Thurneysen, das Pfarrersein sei ein «grundsätzlich verfehelter Beruf» (90). Und es fällt das Wort von der «Wüstenwanderung», auf der man sich befinde (315).

Fruchtbare Produktionsgemeinschaft

Es bleibt freilich nicht beim Seufzen und Klagen in den Studierstuben der Leutwiler und Safenwiler Pfarrhäuser. Bald einmal entwickelt sich eine beträchtliche gemeinsame Produktion. Predigten und Unterrichtslektionen werden ausgetauscht und öfter in der eigenen

Kirche weiterverwendet. So lässt Barth den Kollegen am 27. Juli 1915 wissen: «Am letzten Sonntag habe ich deine Predigt noch einmal gehalten, aber ein wenig anders und lange nicht so schön» (67). Weiter lädt man sich ein, in der Gemeinde des Anderen Versammlungen und Bibelstunden zu halten. Und immer mehr werden sowohl Barth als auch Thurneysen zu Vorträgen und Aufsätzen eingeladen, die wiederum im engen Austausch entstehen.

Barth weiss um seinen heftigen, manchmal polemischen und apodiktischen Charakter. Und er bewundert deshalb an seinem Freund dessen umsichtige und verständigungsorientierte Art: «Wie traurig macht es mich oft, dass gerade das, was du so fein kannst, das Eingehen auf die Leute, das Alle ganz Ernstnehmen und mit ihnen Tragen, bei mir so ausgeschlossen scheint» (269). Öfter kommt es vor, dass er Thurneysen bittet, unter einen Antwortbrief noch etwas «Hornbrillig-Umsichtiges» (397) zu schreiben, damit auf der Gegenseite Verstimmung vermieden werden könne.

1917 treten Barth und Thurneysen mit einem gemeinsamen Predigtband an die Öffentlichkeit: «Suchet Gott, so werdet ihr leben!» Darin verzichten die beiden Pfarrer bewusst auf die Angabe, von wem welche Predigt stammt. Die «Doppelautorschaft», so Thurneysen, ist «Zeichen unsrer Verbundenheit» (255).



Photo: Karl Barth-Archiv, Basel.

Und Barth kommentiert den Entscheid so: «Unsere Kampf- und Arbeitsgemeinschaft wird umso stärker wirken, als wir sie durch sich selber wirken lassen» (253).

Das Seil gespannt halten!

«Kampf- und Arbeitsgemeinschaft»: Beides muss man hören, will man die Stimmung verstehen, von welcher die Freundschaft Barth – Thurneysen in dieser Zeit getragen wurde. So fruchtbar das gemeinsame Arbeiten war, so deutlich führten die kritischen Töne nach vielen Seiten die beiden in eine gewisse Isolation. Der deutsche Theologe Martin Rade beklagt bei einem Besuch in Safenwil ein «prophetisches Selbstbewusstsein», das uns veranlasse, so aufzutreten, als ob wir der Christenheit Gott erst zu bringen hätten» (204). Bei einer Vortragsreise wird Barth klar, «wie sehr wir eigentlich wegen Hochmut weithin übel beleumundet sind» (294). Und Thurneysen verdankt eine zugesandte Predigt Barths als «eine Stimme aus den Klüften, in die wir uns offenbar auch für das Urteil sonst Wohlmeinender begeben haben» (402).

«Wie traurig macht es mich oft, dass gerade das, was du so fein kannst, das Eingehen auf die Leute, das Alle ganz Ernstnehmen und mit ihnen Tragen, bei mir so ausgeschlossen scheint.»

Das alpine Bild dient den beiden aber auch bei der Beschreibung ihrer Gemeinschaft. Angesichts von zu erwartenden «Couloirs, Firnhalden, Gletscherspalten» gilt für Thurneysen Anfang 1921: «Wir müssen vor allem dafür sorgen, dass das Seil zwischen uns zweien stets gehörig gespannt bleibt» (460). Derselbe Thurneysen findet während des Korrigierens der Predigten für den Predigtband ein Bild aus der Maschinenwelt für das gemeinsame Arbeiten: «Ich habe mich stellenweise eigentlich wundern müssen über das gute Ineinandergreifen unserer Räder» (235). Während Barth dem Freund sagen kann, dieser habe ihn «ja schon ein paarmal besser verstanden als ich mich selber» (237).

Die «Römerbriefe»

Im Juli meldet Barth Thurneysen das erste Mal, dass er «mit exegetischen Forschungen im Römerbrief» befasst sei (146). Nur gelegentlich lässt sich danach aus den Briefen entnehmen, dass Karl Barth an einer umfänglichen Auslegung des Römerbriefs arbeitet. Das Schreiben geht freilich nicht ohne Selbstzweifel voran; so fragt der Autor im Februar 1918: «Ob der liebe Gott dieses Geschreibe eigentlich will?» (265), worauf ihm der Freund zurufen muss: «Den Römerbrief darfst du unter keinen Umständen verbrennen» (266). Nach Erscheinen des Buches nennt Barth Thurneysen den «ersten Mitschuldigen» daran (304). Was dieser zweifelsohne war: als Anreger und Unter-

stützer, als Mit-Ausleger und unermüdlicher Gesprächspartner.

Als Barth 1920 eine Überarbeitung des «Römerbriefs» an die Hand nimmt, wird ihm schnell klar, dass dies nicht ohne substantielle Eingriffe vor sich gehen kann. Im Oktober berichtet er dem Freund, dass das Buch eines Abends angefangen habe, «sich zu häuten, d.h. ich bekam die Erleuchtung, dass er so wie er jetzt ist, unmöglich einfach abgedruckt werden darf, sondern an Haupt und Gliedern reformiert werden muss» (435). Sofort meldet ihm Thurneysen die Bereitschaft zur Mitarbeit: «Lass mich weiter Stück für Stück teilnehmen» (437). Von nun an gehen in kurzen Abständen immer neue Manuskriptpartien von Pfarrhaus zu Pfarrhaus. Thurneysen bringt am gesamten Werk laufend seine Bemerkungen an, die Barth in der Regel *tel quel* übernimmt, und wiederholt liest man deshalb in Briefen Sätze wie diese: «Du hast ja auch aus den neuen Druckbogen gesehen, dass ich deine Sätze meistens einfach wörtlich abschreibe» (472). Im Vorwort zur zweiten Fassung des «Römer-

briefs» verkündet Barth deshalb der Leserschaft: «Kein Spezialist wird dahinter kommen, wo in unserer auch hier bewährten Arbeitsgemeinschaft die Gedanken des einen anfangen, die des andern aufhören» (Barth, Römerbrief, XVIII).

Als ob er dieses Rätsel ungelöst lassen wollte, hat Eduard Thurneysen in der Edition des Briefwechsels mit Barth seinen Anteil an den Römerbriefen durch Kürzungen und teilweise Weglassung seiner eigenen Briefe bewusst zurückgenommen. Durch grosse Bescheidenheit hat er damit die theologiegeschichtliche Relevanz seiner Mitarbeit am «Römerbrief» deutlich geringer erscheinen lassen, als sie tatsächlich war. Eine neue Briefedition, welche sämtliche Briefe und Kommentare aus der Entstehungszeit der zweiten Römerbrief-Fassung zugänglich macht, korrigiert dieses Bild. Sie macht die Arbeitsweise der Freunde, die in den bisher greifbaren Briefen erst andeutungsweise ersichtlich ist, Schritt für Schritt nachvollziehbar.

Theologie aus dem Gespräch

Die Aargauer Arbeitsgemeinschaft zwischen den zwei jungen Pfarrern hat für den Heidelberger Homiletiker und Thurneysen-Biographen Rudolf Bohren einen paradigmatischen Charakter. Bohren ist der Auffassung, dass die damaligen Aufbrüche nicht allein inhaltlicher Art waren. «Das Neue an der Erneuerung evangelischer Theologie war nicht zuletzt dies, dass

sie dialogisch, nicht monologisch» (Bohren, 85) entstand. Er generalisiert seine Beobachtung zur These: «Das Gespräch ist der Geburtsort aller Theologie» (Bohren, 77). Es lohnt sich, diese Anregung – Theologie als wesenhaft gemeinschaftlich – auch im Barth-Jahr 2019 neu zu bedenken.

Literatur

Karl Barth – Eduard Thurneysen. Briefwechsel Bd. 1: 1913–1921 (GA V.3), bearbeitet und hg. von Eduard Thurneysen, Zürich 1973 (Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diesen Band).

Karl Barth, Der Römerbrief, Zollikon-Zürich (1922) 1947.

Eduard Thurneysen, «Das Römerbriefmanuskript habe ich gelesen». Eduard Thurneysens gesammelte Briefe und Kommentare aus der Entstehungszeit von Karl Barths *Römerbrief II* (1920–1921), hg. von Katja Tolstaja, Zürich 2015.

Rudolf Bohren, Prophetie und Seelsorge. Eduard Thurneysen, Neukirchen-Vluyn 1982.



StoppelBARTH

[frühes Stadium der
Anstössigkeit Barths]

«Da, nehmt, ergreift, habet!» – Wie tönen Barths Safenwiler Predigten heute?

Dr. David Plüss, o. Professor für Homiletik, Liturgik und Kirchentheorie (Institut für Praktische Theologie)

Karl Barth stieg 1919 im aargauischen Safenwil mit wenigen Ausnahmen jeden Sonntag auf die Kanzel, obwohl er durch das Erscheinen seines Römerbriefkommentars und die dadurch ausgelösten Resonanzen sehr in Anspruch genommen war. Er hat sich in gut reformierter Manier nicht an eine Perikopenordnung gehalten, sondern die *Lectio continua* gepflegt: Im Januar legte er Kapitel 14 des Johannesevangeliums aus und von Februar bis April Matthäus 9 und 26. In den Sommermonaten war der Epheserbrief an der Reihe und im Herbst wiederum Matthäus, diesmal Kapitel 18.

Der Weg auf die Kanzel fiel ihm auch nach einigen Jahren im Pfarramt noch immer nicht leicht. Das Leiden darunter war bekanntlich ein wesentlicher Motor für die Kommentierung des Römerbriefs, mit der er indes dieses Leiden nicht zu lindern, aber ins rechte Licht zu setzen versuchte. So schrieb er an Eduard Thurneysen in jenen Tagen:

«Der Kampf um das Wort wird mir in Safenwil so schwer, ich leide bei jeder Predigt so unter dem Bewusstsein der Differenz von Verheissung und Erfüllung, dass ich mich oft eher zurücksehne nach den Fleischtopfen Ägyptens, wo man den Leuten doch «etwas» zu bieten hat [...]. Unterdessen und im Blick auf diese letzte Notwendigkeit [sc. die Wiederkunft Christi] bleibt dann doch wieder nichts übrig, als sich wandernd unter die Erwägungen von Röm. 4 zu stellen, also doch zum Wüsten- und Pilgerstand Ja zu sagen, zu warten und auch die anderen mit ihrem Drängen nach Zeichen und Wundern (mit dem sie etwas Richtiges vertreten) warten – oder in die Heilsarmee ziehen zu lassen» (Barth-Thurneysen-Briefwechsel, 312.316).

Wie lesen wir Barths frühe Predigten heute? Wie würde das Urteil ausfallen, wenn sie in der Jury des Schweizer Predigtpreises begutachtet würden? Darum geht es im Folgenden. Ich kommentiere die erste im Jahr 1919 an einem Sonntag gehaltene Predigt (Predigten 1919, 13–19). Barth hat sie am 5. Januar in Safenwil und Ürkheim gehalten und mit ihr die fortlaufende Auslegung von Johannes 14 begonnen. Mein Kommentar richtet sich nach den Kriterien, die wir als Jury des ersten

Schweizer Predigtpreises 2013 erarbeitet haben: Wir fragten danach, (1) ob die Predigt *rhetorisch-handwerklich* gut gemacht sei und ob sie unsere Aufmerksamkeit zu erregen und wachzuhalten vermöge, (2) ob sie *existentielle Erfahrungen* der Hörerinnen und Hörer plausibel in den Blick nehme und in hilfreicher Weise bearbeite, (3) ob die Predigt *neue Einsichten* vermittele und die Gemeinde im besten Sinne bilde, (4) wie mit dem *Bibeltext* umgegangen werde, (5) ob die Predigt eine prägnante und theologisch gehaltvolle *Kernbotschaft* vermittele und (6) wie sich *die Predigerin oder der Prediger* selber einbringe.

Rhetorik des direktiven Trostes

Wie ist die Predigt rhetorisch gestaltet? Ich zitiere den Bibeltext und die ersten Sätze der Predigt:

Johannes 14,1: Jesus sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich! «Es ist ein volles, rückhaltloses Anbieten in diesen Worten. Gar nichts stellt Jesus zwischen sich und die Erschrockenen hinein, keine Schranke, keine Bedingung, keine Frage. Wie ein Bergstrom, der alle Hindernisse überwindet, alles mitreisst, kommt dieses Anbieten des Heilands zu ihnen und zu uns: da, nehmt, ergreift, habet! Die Liebe treibt die Furcht aus! Furcht ist nicht in der Liebe! (vgl. 1 Joh 4,17f.)» (13).

Während viele Predigten mit einführenden und zuweilen langatmigen Kommentaren auf der Metaebene beginnen und etwa die historischen Hintergründe des Bibeltextes erläutern, ist dies hier nicht der Fall. Barth geht ohne Umschweife zur Sache. Er wiederholt und verstärkt die unmittelbare Konfrontation der Jünger mit Jesu Trost. Er versteht den Zuspruch als «voll», «rückhaltlos», «wie ein Bergstrom, [...] der alles mitreisst» – und vollzieht einen entsprechenden Sprechakt, der alles mitreisst: «Da, nehmt, ergreift, habet!» Hinzu kommen die Resonanz, die Reaktionen und möglichen Rückfragen, die Jesu direkter Trost bei den Hörenden auslösen könnte, von denen wir im verlesenen Text aber nichts erfahren. Hier wird der Prediger aktiv und kreativ. Zwischen Jesu Trost-Direktive und der imaginierten Re-

sonanz sowohl bei den Jüngern als auch in der Safenwiler Gemeinde geht Barth im Folgenden hin und her. Dabei bleibt er hart am Ball und gerät an keiner Stelle in einen abstrahierenden Modus.

Erfahrung hinter der Erfahrung

Dazu passt, dass Barth in dieser Predigt an keiner Stelle als steiler Dogmatiker mit deduktivem Gestus auftritt wie in anderen seiner Texte aus der Zeit (vgl. Voigt, 188ff.), sondern als Erfahrungstheologe, der Jesu Sprechakt performativ ausleuchtet. Das bei Johannes angesprochene Erschrecken nimmt er als Steilvorlage für die Thematisierung von allerlei

«Jesus hat die Jünger nicht einmal gefragt, ob sie denn auch erschrocken seien in dem Sinn, wie ein Christ erschrocken sein muss: erschrocken über die Grösse der menschlichen Sünde, erschrocken über das Heer der Übel, das die Welt heimsucht, erschrocken über die Macht des Teufels und des Todes, erschrocken über sich selbst.»

Ängsten und Schrecken, die die Jünger damals und die Safenwiler Gemeinde heute, die Menschen aller Zeiten umtrieben:

«Er hat sie nicht einmal gefragt, ob sie denn auch erschrocken seien in dem Sinn, wie ein Christ erschrocken sein muss: erschrocken über die Grösse der menschlichen Sünde, erschrocken über das Heer der Übel, das die Welt heimsucht, erschrocken über die Macht des Teufels und des Todes, erschrocken über sich selbst. Die Furcht, in der er sie offenbar

gesehen hat, konnte doch gerade so gut bloss eine kleine menschliche, persönliche Furcht sein, so dass es sich gar nicht lohnte, ihr mit so gewaltigem Trost zu begegnen. Sicher war's zum grossen Teil solch eine kleine menschliche Furcht, die wie die Furcht, die wir haben in unseren Gedanken über Gesundheit, Auskommen, Familie, Politik. Aber Jesus hat nicht danach gefragt. Er hat das Kleine in ihnen gesehen, aber er hat sozusagen darüber hinweggesehen, er hat ohne weiteres angenommen, dass hinter dem kleinen dummen das grosse göttliche Erschrecken in ihnen sei. Er hat sie ganz ernst genommen und ihnen zugetraut, dass sie mit ihm erschrocken seien über die vielen Schwierigkeiten, die Gott jetzt bereitet werden auf der Erde, über all die Fesseln und Bande, mit denen die Menschen jetzt sich und Andere plagen, sodass es zu keiner Freiheit Gottes kommen kann» (13).

Barth nimmt das menschliche Erschrecken ernst, und zwar in seiner ganzen Bandbreite: von den kleinteiligen, alltäglichen Geld- und Gesundheitsorgen bis hin zum «metaphysischen Gruseln» (Matter, 55), dem Erschrecken über die Abgründe des Menschen, über die Niedertracht, die riesigen Katastrophen und das unermessliche Leiden des erst kürzlich beendeten Krieges. Dabei werden die Alltagssorgen nicht kleingeredet, aber entschieden relativiert und verbunden mit der Zeitgeschichte, mit sozialen und politischen Umbrüchen und – für Barth zentral – mit den Abgründen des



Photo: Karl Barth-Archiv, Basel.

Menschen, seinem meist verdeckten Wissen darum und seiner Frage nach Gott. Barth zielt entschieden auf Erfahrungen: Erfahrungen des Alltags, die Barth durchaus ernst nimmt. Ernster, als viele sie selber nehmen. Und zwar dadurch, dass er sie über sich selbst aufklärt und in einen christlich-theologischen Horizont einrückt. Barth zielt auf die Erfahrung *hinter* der Erfahrung und eine Erfahrung *mit* der Erfahrung. *Sie* soll der Gemeinde vor Augen geführt und in befreiender Weise besprochen werden.

Homilie und Bildung

Bildet Barths Safenwiler Predigt? Ja, durchaus! Allerdings nicht in einem bildungsbürgerlichen Sinn und Gestus, sondern als Aufklärung menschlicher Alltagssorgen, indem Barth diese mit einer verblüffenden Vehemenz in einen anderen, dem Menschen grundsätzlich unerschwinglichen Referenzrahmen verschiebt. Dabei geht der Schub nicht vom Prediger aus, sondern von Christus: «Er hat sie also schon, was das menschliche oder göttliche Erschrecken betraf, nicht auf dem Boden stehen lassen, wo sie gewiss standen, sondern sofort auf seinen Boden genommen, um ihnen von da aus zu zeigen, was eben von da aus zu sehen war» (14). Glauben lernen als Reframing und Perspektivenwechsel, als Verschieben des eigenen Standpunktes, was nach Barth durch den direktiven Trost Jesu bei den Jüngern initiiert wurde und durch die Wiederholung, Übersetzung und Auslegung im Medium der Predigt in Safenwil initiiert werden soll. Bildung wäre, so verstanden, ein durch die Predigt eröffneter (nicht bewirkter!), befreiender Perspektivenwechsel.

Bibelpredigt

Barths Safenwiler Predigt ist Bibelpredigt durch und durch. Und zwar in zweifacher Hinsicht: Der Bibeltext gibt nicht nur den Inhalt vor, sondern auch den Gestus. Barth räsoniert nicht auf der Metaebene über den Bibeltext, sondern verbleibt im Raum des Textes und leuchtet diesen aus, spricht aus diesem heraus. Er nimmt die Bewegung und Sprechrichtung des Jesuswortes auf und gibt ihm eigene Worte und die eigene Stimme. Und zwar in einer Weise und Tonlage, dass sie im aargauischen Safenwil gehört und verstanden werden kann.

«Da, nehmt, ergreift, habet!»: die theologische Message

In Barths Predigt eine gehaltvolle theologische Aussage zu finden, fällt nicht schwer: «Da, nehmt, ergreift, habet» den Trost des Glaubens. Barth erörtert diesen nicht, sondern spricht ihn zu. Die Predigt *ist* Verkündigung, Zuspruch, Trost. Sie ist *viva vox evangelii*, zumindest dem Anspruch und der rhetorischen Gestalt nach. Wie sie gewirkt hat, wissen wir nicht. Wenn er von Jesus sagt, er habe «ihnen gleich die Hand gegeben und sie, ohne mit ihnen zu disputieren, herausgezogen» (14), so gilt dies auch für Barth und seine Safenwiler.

Die schroffe Dialektik, die wir im Römerbriefkommentar finden, bleibt hier aus. Barth reicht der Gemeinde die Hand und zieht sie heraus.

Bringt sich der Prediger ein?

Wie authentisch ist die Safenwiler Predigt? Sie ist es durch und durch. Barth gibt sich mit seinem Leiden an der Predigt, mit seiner theologischen Leidenschaft und expressiven Rhetorik «rückhaltlos» in die Predigt hinein. Er schont sich in keiner Weise. Das verwendete «wir» ist weder ein *Pluralis Majestatis* noch vereinnahmend, sondern ein eigenes Erwägen und Ringen, in das er die Gemeinde hineinnimmt: «Wir könnten das nicht, wenn wir schon wollten! Es ist gleichzeitig auch das Gegenteil wahr und noch wahrer: doch wir könnten, wenn wir wirklich wollten. Wann werden wir wirklich wollen, dass der Bergstrom der Liebe, der die Furcht austreibt, auch von uns ausgehen kann?» (15) In dieses Wir schliesst sich Barth nicht nur ein, sondern ist von Anfang an drin.

Fazit

Wie würde die Predigtpreis-Jury wohl urteilen? Ich weiss es nicht. Die Predigt würde wohl die Geister scheiden und keinen Preis gewinnen. Aber dass sie starke Resonanzen erzeugte, scheint mir gewiss. Mich jedenfalls hat sie kräftig in Bewegung versetzt und nicht nur mein homiletisches Nachdenken angeregt.

Literatur

Karl Barth – Eduard Thurneysen, Briefwechsel Bd.

I: 1913–1921 (GA V.3), hg. von Eduard Thurneysen, Zürich 1972.

Karl Barth, Predigten 1919 (GA I.39), hg. von Hermann Schmidt, Zürich 2003 (die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diesen Band).

Simon Buttica/Line Dépraz u.a. (Hg.), Ausgesprochen reformiert. Predigten (Schweizer Predigtpreis 2014), Zürich 2014.

Mani Matter, Us emene lääre Gygechaschte. Berndeutsche Chansons, Zürich/Köln 1972.

Friedemann Voigt, Predigt als theologischer Begriff. Die Predigtlehre Karl Barths, in: Christian Albrecht/Martin Weeber (Hg.), Klassiker der protestantischen Predigtlehre, Tübingen 2002, 184–201.

Mut zur Theologie – Karl Barths «eiserne Rationen» im Konfirmandenunterricht

Dr. Stefanie Lorenzen, Dozentin für Religionspädagogik (Institut für Praktische Theologie)

Ja! Mut zur Krise – den hat Pfarrer Barth. Neu-lich hat er sich mit dem Fabrikanten Hochuli angelegt. Der Konfirmandenunterricht soll nicht am Samstagabend oder am Sonntag stattfinden, sondern während der Arbeitszeit. Das hat dem Fabrikanten nicht gepasst, und

«Leitsätze sind nicht zum Auswendiglernen, sondern als Bügel zum Aufhängen für das Gedächtnis.»

jetzt ist er aus der Kirche ausgetreten. Aber gegen das Fabrikgesetz, das die Arbeitszeiten regelt und dabei auch den Religionsunterricht berücksichtigt, kann er nichts machen. Deswegen sitzen sie jetzt hier, die Konfirmand_innen aus Safenwil, im Saal des Pfarrhauses, um halb sieben in der Früh, während die Kolleg_innen schon mit der Schicht beginnen. Die Hefte liegen auf ihren Knien. Alle sind bereit zum Diktat der Leitsätze.

Karl Barth bildet sich nichts auf seinen Unterricht ein – aber er nimmt ihn sehr ernst. Er will, dass die Jugendlichen etwas daraus mitnehmen. Was er vorträgt, soll Hand und Fuss haben, soll Überzeugung sein. Deswegen arbeitet er auch nicht einfach nur nach dem Katechismus und gibt Vorgefertigtes aus der Schublade weiter. Nein, er führt ein eigenes Vorbereitungsheft. Jedes Jahr verändert er, experimentiert, verwirft, fügt Neues hinzu. Ein

Strukturelement allerdings bleibt über die Jahre unverändert: Zu jeder Lektion gibt es Leitsätze, die das Wesen der «Sache» für die Konfirmand_innen auf den Punkt bringen sollen. Sie sind «nicht zum Auswendiglernen, sondern als Bügel zum Aufhängen für das Ge-

dächtnis, später zum Wiederholen» (57), so Barth im Vorbereitungsheft zu seinem zweiten Jahrgang (1910/11). Die Leitsätze sind Elementaria seiner Theologie, die er den Jugendlichen offensichtlich ohne Bedenken zumutet.

Diese elementare, den jungen Menschen zugedachte Theologie ist auch heute noch anregend. Barth theologisiert nicht *mit* den Jugendlichen, wie das heute angestrebt wird. Aber er bemüht sich um eine Theologie *für* diese Jugendlichen. Im letzten Jahr seiner Safenwiler Zeit gibt er seinem Unterricht ein übergreifendes Motto mit didaktischem Einschlag: «Einübung im Christentum» (363) – so lautet die Überschrift in den Vorbereitungsheften der Jahrgänge 1920/21 und 1921/22. Ebenso wie man ein Theater- oder Musikstück einübt, so kann man sich offensichtlich auch im Christentum einüben. Das bedeutet: Man nimmt die Partitur des Christentums in Gebrauch. Von aussen erscheint diese Partitur nur als eine Ansammlung toter Buchstaben, zum Klingen bringt man das Stück erst, wenn man es übt. Das aber meint hier zugleich: Wenn man sich selbst darin einübt, sich also verwickeln lässt, sich einbringt. Der erste Leitsatz dieses Jahrgangs lautet: «Die Unterweisung ist eine Einübung» (405). Und weiter: «Wir sollen es lernen, Gottes Wort zu hören, d.h. den sehr ungewohnten Gedanken zu denken, daß Gott lebt. Damit werden wir nicht fertig werden, unser Leben wird darüber hingehen und zuletzt werden wir soweit sein wie am Anfang. Wenn wir einsehen, daß das so sein muß, weil Gott Gott ist, dann hat die Einübung schon begonnen» (ebd.).

Barths Unterrichtskonzept ist also nicht in dem Sinne performativ, wie es heute diskutiert wird: Es geht nicht um das probeweise Durchführen religiöser Rituale oder um liturgisches Lernen. Es geht um eine kognitive Angelegenheit, um das Denken eines Gedankens oder noch besser: um die Erfahrung mit dem Denken eines Gedankens und um die daraus resultierende Schlussfolgerung: Weil Gott Gott ist, können Menschen die Lebendigkeit seines Wirkens nur dadurch erfassen, dass sie ihre eigene Begrenztheit im Denken Gottes erfahren. Sich im Christentum einüben, das bedeutet, diese Erfahrungen mit dem Denken immer wieder zu machen, und also immer wieder zu dem Satz zu kommen: Gott ist Gott! Dieses «Einüben» sieht Barth nicht als Verkündigung: Der kirchliche Unterricht soll, anders als die Predigt, «belehren» (so KD I/1, 51).

Liest man durch die weiteren Paragraphen, die dieses «Einüben» als eine Art «Dogmatik im Kleinen» durchbuchstabieren, kommen einem durchaus Zweifel an der Jugendgemässheit des Programms. Hat Barth seine Konfirmand_innen morgens um halb sieben wirklich erreicht mit seinen gehaltvollen Merksätzen, die einiges zu denken aufgeben? Was die Teilnehmenden beeindruckt hat und woran sie sich auch später noch erinnerten, das war die Atmosphäre, die sich rund um diese Theologie und diesen Theologen im Konfirmandenunterricht verbreitete: der Eindruck unbedingter Ernsthaftigkeit, verbunden mit dem Anliegen, diesen Jugendlichen etwas «mitgeben» zu wollen als «eiserne Ration» (XXIII) fürs Leben.

«Welche «eiserne Ration» Theologie brauchen diese Jugendlichen für ihr Leben?» – Das wäre nicht die schlechteste Frage für die Vorbereitung von Konfirmandenunterricht im Jahre 2019.

Literatur

Karl Barth, Konfirmandenunterricht 1909–1921 (GA I.18), hg. von Jürgen Fangmeier, Zürich 1987 (die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diesen Band).
Karl Barth (KD), Die Kirchliche Dogmatik. Bd. I/1, Zollikon-Zürich 1932.



DamenBARTH

[Barth der Frauen]

«Don't be a Maybe» – oder: Karl Barth, der Raucher

Matthias Käser-Braun, Assistent und Doktorand in Dogmatik und Religionsphilosophie (Institut für Systematische Theologie)

Wer raucht, hat ein Imageproblem. Wer raucht und Theologe ist, kann sein Image – zumindest kurzfristig, denn «Rauchen ist tödlich» – aufpolieren. Von den vermeintlich professionellen Moralisten innen wird nämlich gemeinhin erwartet, den Genuss von Tabak zu kriminalisieren. Tun sie es nicht, wirken sie – inmitten eines geradezu manisch gesunden, weil vegan und low carb orientierten Lebens – nahezu anziehend. Passiert mir jedenfalls ständig: Evoziere ich dezidierte Irritation, wenn ich mich in einer Bar gegenüber Unbekannten zu meiner Profession bekenne, so kommt mir blanke Verwunderung entgegen,

wenn ich als geouteter Theologe zugleich rauche. Dabei haben der freiheitsliebende Marlboro-Mann – freilich nicht so sehr derjenige, der längst zum Outlaw der Plakatwände wurde und kurz darauf an Lungenkrebs starb – und die Theologin zumindest Eines gemeinsam: Wer als Theologin im 21. Jahrhundert auch mal raucht, gibt sich als *unzeitgemässe Zeitgenossin*. Lernen lässt sich das vom rauchenden Kirchenvater des letzten Jahrhunderts: Karl Barth.

Bei «der doppelten Wanderung durch den Römerbrief [...] und bei so mancher Predigt» (Barth 1931, 165) begleitete Barth seine Pfeife.

Und als im Evangelischen Pressedienst mitgeteilt wurde, dass es den Konzilsvätern während des Zweiten Vatikanischen Konzils erlaubt sei, in der Peterskirche zu rauchen, war sich Barth gewiss: «Jetzt muß das Konzil gelingen!» (Barth 1963, 122.) In der Kirchlichen Dogmatik kam Barth nicht umhin, hinsichtlich der Anthropologien seiner Fachkollegen zwar nicht despektierlich, aber doch mit einer kritischen und gleichsam schelmischen Spitze anzumerken, «daß keiner dieser Apologeten es für der Erwähnung würdig hielt, daß unter allen Wesen scheinbar nur der Mensch zu lachen und zu rauchen pflegt» (Barth, KD III/2, 96). Lachen und rauchen – das waren für Barth anthropologische *differentiae specifica*e. Auf die Frage eines Studenten, ob auf den Schreibtisch eines Theologen nicht ein Kruzifix gehöre, meinte denn Barth: «Nein, dahin gehört der Tabakbeutel!» (Von Taube, 307.) Mensch wird freilich – um zumindest einigen wenigen (vermeintlich) professionellen Moralisten innen nach der Pfeife zu tanzen – anmerken müssen, dass sich über die «Freiheit in der Beschränkung» (Barth, KD III/4, § 56) bzw. die Beschränkung in der Freiheit, wonach auch Rauchen in *der* Ordnung sein muss, bei Barth zumindest streiten lässt: Als 1932 auf einer Reise nach Koblenz die Spitze seiner Pfeife bricht, er diese bei Ankunft sofort in Reparatur gibt und nun Zigarren «als vorläufigen Ersatz» (Barth 1932, 252) rauchen muss, die aber leider «wirklich unglaublich schlecht [ziehen]» (a.a.O., 253), beklagt er sich bei Charlotte von Kirschbaum, sie könne sich nicht vorstellen, «was für eine Belastung des Gemüts das bedeutet» (ebd.). Barth hat eben zeitlebens geraucht, auch noch als er 1964 in einem Brief an Fritz Lieb bekennt, über die «verheerende[n] Wirkungen [...] ja jetzt von Amerika her gründlich unterrichtet» (Barth 1964, 239) zu sein. Während es früher – nicht nur als Ersatz, sondern etwa mit seinem Freund Eduard Thurneysen – auch mal Zigarren sein durften, beschränkte er sich fortan auf die Pfeife. Dass Barth jedoch allen Ernstes dachte, Pfeife zu rauchen sei gesu(e)nd(er), ist zu bezweifeln. Aber Barth ging eben nicht trotz, sondern wegen seiner hellwachen Zeitgenossenschaft nicht immer mit der Zeit.

Photo: Karl Barth-Archiv, Basel.



Wer heute als Raucher_in mit der Zeit gehen will, schliesst sich indes der Kultur des Niedergangs an: Dieser angeblich gesündere Tabak wird nicht verbrannt, sondern nur erhitzt. Das Rauchgerät auf der Höhe der Zeit heisst darum Iqos: Die E-Zigarette des Tabakkonzerns Philip

ganz schön unbequem werden. Etwa so unbequem, wie es heute ist, Raucher_in zu sein – mensch denke an den äusserst planungsintensiven Akt des Rauchens aufgrund der beschränkt verfügbaren bzw. der das Rauchen duldenden Orte. Und selbst auf den Leu-

Karl Barth (1964), An Prof. Dr. Fritz Lieb, Degersheim (Kanton St. Gallen), in: Briefe 1961–1968 (GA V.6), hg. von Jürgen Fangmeier und Hinrich Stoevesandt, Zürich 1979, 237–239.

Karl Barth (KD), Die Kirchliche Dogmatik I/1–IV/3, Zollikon-Zürich 1932ff.

Otto von Taube, Andacht zum Kreuze, in: Eckart Jahrbuch 28 (1959), 307f.

«Vor allem: in necessariis keinen Schritt nachgeben,
in dubiis sich nichts merken lassen,
in aliis die Pfeife nicht ausgehen lassen.»

Morris besteht aus einem Mundstück mit austauschbarer Flüssigkeitspatrone, einem Verdampfer und einem wieder aufladbaren Akku. Man will anscheinend sein Marken-Image aufpolieren, weshalb der Mutterkonzern von Marlboro in der Schweiz seit kurzem auf Werbung für konventionelle Zigaretten verzichtet und stattdessen den Elektro-Stängel bewirbt, der mit seinem weissen und geradezu unschuldigen Design an den Schwangerschaftstest aus der Apotheke erinnert. Das Ganze nennt sich dann fortschrittliches Rauchen.

Dass jedoch Fortschritt «ein aufs tiefste dubioser Begriff» (Barth, KD IV/1, 787) ist, wusste bereits Barth. Darin liegt denn auch begründet, warum er zeitlebens von der Zeitgenossenschaft, nicht aber der Zeitgemässheit der Theologie sprach. Während die Zeitgemässheit für die Modernität und damit für eine Theologie auf der sogenannten Höhe der jeweiligen Zeit steht, meint Barth mit der Zeitgenossenschaft die Gleichzeitigkeit göttlicher und menschlicher Zeit. Theolog_innen müssen sich auch mal gleichzeitig machen können, denn in der Theologie zählt nicht der Fortschritt, sondern die Reformation. «Semper reformari heisst aber nicht: immer mit der Zeit gehen, den jeweiligen Zeitgeist als Richter über wahr und falsch walten lassen, sondern: zu jeder Zeit und in Auseinandersetzung mit jedem Zeitgeist nach der dem unveränderlichen Wesen der Kirche entsprechenden Gestalt, Lehre, Ordnung, Dienstleistung fragen.» (Ebd.) Vor die Herausforderungen der Zeit gestellt, kann dies für den Theologen auch mal

enberger Karl Barth-Tagungen sind die Raucher_innen an einer Hand abzuzählen, während es doch früher geradezu ein Identitymarker war, wenigstens dort (s)eine Pfeife anzuzünden.

Nun könnte es ja sein, dass selbst diese Krisen die Gelassenheit der Theologin und ihrer immer wieder neu zu reformierenden Theologie herausfordern. Vielleicht machen sie so gelassen, dass der Theologe des 21. Jahrhunderts angesichts des Gesundheitspuritanismus auch mal raucht und mit Marlboro sagen kann: «Don't be a Maybe.» Barth schien das zeitweilig ähnlich zu sehen und – wieder einmal – triadisch zu bezeugen: «Vor allem: in necessariis keinen Schritt nachgeben, in dubiis sich nichts merken lassen, in aliis die Pfeife nicht ausgehen lassen.» (Barth 1922, 30.)

Literatur

Karl Barth (1922), 22. Januar 1922, in: Karl Barth – Eduard Thurneysen. Briefwechsel Band II: 1921–1930 (GA V.4), hg. von Eduard Thurneysen, Zürich 1974, 27–30.

Karl Barth (1931), Barth an Thurneysen, 9. August 1931, in: Karl Barth – Eduard Thurneysen. Briefwechsel Band III 1930–1935 (GA V.34), hg. von Caren Algner, Zürich 2000, 164–169.

Karl Barth (1932), Koblenz: B H, 11.10.1932, in: Karl Barth – Charlotte von Kirschbaum. Band I: 1925–1935 (GA V.45), hg. von Rolf-Joachim Erler, Zürich 2008, 252f.

Karl Barth (1963), Gespräch mit Göttinger Studenten, in: Gespräche 1963 (GA IV.41), hg. von Eberhard Busch, Zürich 2005, 121–165.

«Ich wünsche diese Zeit herbei ...» – Karl Barth und das Frauenstimmrecht

Ruth Hess, Doktorandin in Dogmatik (Institut für Systematische Theologie)

Anfang 1919 – zeitgleich mit dem Erscheinen von Karl Barths erstem Römerbriefkommentar – konnten Frauen in Deutschland erstmals uneingeschränkt wählen und sich wählen lassen. Als Vorreiter in Europa war Finnland diesen Schritt schon 1906 gegangen. Schlusslicht blieb Liechtenstein 1984. Auch in der Schweiz sollte das Frauenstimmrecht bekanntlich noch länger auf sich warten lassen. Erst 1971 setzte es sich auf eidgenössischer Ebene durch. Wie beschwerlich das politische Ringen darum selbst zu diesem Zeitpunkt noch war, erzählt Regisseurin Petra Volpe in ihrem preisgekrönten Spielfilm *Die göttliche Ordnung* (2017).

Dabei hatten emanzipatorische Bestrebungen auch hierzulande schon früh, manifest seit den 1870er Jahren, eingesetzt. Die führenden Köpfe, Frauen wie Männer, kamen namentlich aus der liberalen, protestantischen Oberschicht der Westschweiz (vgl. Joris/Witzig, 448 u.ö.). 1891 gründete sich denn auch in Genf der erste *fortschrittliche* Frauenverein, die *Union des femmes des Genève*. Hierauf rollte «Anfang der 1890er Jahre [...] eine feministische Welle von West nach Ost über die Schweiz» (Hardmeier, 53). Neben sozialen Fragen stand dabei zunehmend auch die politische Mitbestimmung von Frauen auf der Agenda.

Was nun überraschen mag: Der junge Theologe Karl Barth stimmte alsbald und immer emphatischer in diesen progressiven Diskurs ein.

Genf: Im Epizentrum der frühen Frauenbewegung

Im September 1909 kam Barth als Vikar nach Genf. 1907 war hier auch der erste kantonale Stimmrechtsverein der Schweiz, die *Association genevoise pour le Suffrage féminin*, entstanden. Zwei Jahre später schloss man sich mit mehreren Schwesternvereinen zum *Schweizerischen Verband für Frauenstimmrecht* (SVF) zusammen. Das politische Klima imponierte sich offenbar auch dem jungen Barth. Bereits drei Monate nach seinem Stellenantritt spielt er während einer Weihnachtsfeier an der deutschen reformierten Schule noch ganz beiläufig auf die Stimmrechtsdebatte an und zieht durchaus optimistisch in Erwägung, dass schon die versammelte Schülerinnengeneration in dessen Genuss kommen könnte (vgl. Barth 1909, 18).

Im folgenden Frühjahr führte die Genfer Kirche das aktive (nicht das passive!) Frauenstimmrecht für kirchliche Angelegenheiten

ein. In einer Predigt über *Bildung* vom Juli 1910 kommentiert Barth wenig später zustimmend: «Man will neuerdings ja auch den Frauen das Stimmrecht geben [...]. Man spricht damit aus, dass man auch die Frauen als gebildete Glieder der öffentlichen Gemeinschaft anerkennt, und das ist gut und recht so.» Aber, so der gerade 24-Jährige weiter, «nun ist es an den Frauen zu zeigen, dass sie gebildet sein wollen, dass jene Anerkennung keine Illusion ist» (Barth 1910, 541f.). Argumentativ bewegte er sich damit auf der Linie dessen, was Hardmeier als «Tatbeweis» charakterisiert hat: Frauen sollten durch aktives Interesse ihre Befähigung zur politischen Teilhabe allererst belegen. «Aus dem Gebot der Gerechtigkeit wurde ein «Gebot der Billigkeit» (Hardmeier, 90). Ebendieses stand für Barth offenbar in Frage, weil relativ wenige Frauen seiner Gemeinde sich zur Wahl registrieren liessen – eine Hürde, die für Männer gar nicht galt! Sein Schlachtruf gegen die kleingeistigen Hintergründe lautete: «Politische Bildung!» (Barth 1910, 542)

Safenwil: Demokratietheorie und Alltagspraxis

Dem kam Barth nach seinem Wechsel ins aargauische Landpfarramt sogleich nach. Schon in seinem ersten öffentlichen Vortrag in Safenwil, gehalten im Oktober 1911 auf Einladung des örtlichen Arbeitervereins, setzt er mit einem leidenschaftlichen Plädoyer für die Demokratie auch die politische Gleichberechtigung von Frauen auf die Agenda. Der Staat, dessen Sinn nach Barth darin besteht, Freiheit und Ordnung zu vermitteln und so Revolution und Konservatismus gleichermaßen zu transzendieren, muss, will er sich selbst gerecht werden, zuvorderst dafür sorgen, «dass wirklich Allen Gelegenheit gegeben wird, in der Bürgerpflicht ihr Menschenrecht auszuüben». Demnach bedarf aber auch die Demokratie notwendig «eines weiteren Ausbaus durch Heranziehung der *Frau* zur Mitausübung des Bürgerrechts. Solange die Bürgerpflicht bloss Männerrecht ist, ist sie noch nicht[,] was sie sein soll» (Barth 1911, 374f.).

Barth schloss hier erklärtermaßen an Hermann Cohen an, ging in der Sache aber zugleich über diesen hinaus. Auch dessen «System der Philosophie» (1904) setzt das allgemeine und gleiche Wahlrecht als Fundament und zugleich Ausdruck seiner Staats-

auffassung ein und klagt seine Verweigerung scharf an. Anders als Cohen macht Barth an diesem Punkt jedoch die Frauenfrage *explizit* und platziert sie so in der Herzkammer seiner frühen politischen Ethik. Diese Zuspitzung ist in jeder Hinsicht bemerkenswert! Mit ihr schwenkte der junge Theologe auf eine ungleich radikalere Linie ein als noch 1910. Ja, die Begründungsfigur dreht sich nachgerade um: Nicht die Frauen müssen ihre Tauglichkeit zur politischen Mitbestimmung allererst beweisen, sondern der Staat kann sein Wesen nur realisieren, wenn *er* diese garantiert. Im zeitgenössischen Diskurs bezog Barth damit eine rare Position. Denn «[w]enn überhaupt, wurde das Frauenstimmrecht als eine Frage der politischen Opportunität, nicht aber als eine grundsätzliche staatsrechtliche oder demokratietheoretische Frage behandelt» (Hardmeier, 39).

«Solange die Bürgerpflicht
bloss Männerrecht ist,
ist sie noch nicht, was sie
sein soll.»

Zwei Jahre später setzte er die Agitation in einer Predigt zum Betttag fort und gab ihr nun noch eine alltagspraktische Wendung. Das *Suchet der Stadt Bestes* aus Jes 29,7 verlangt, so Barth, nach einer «lebhaft[e] Teilnahme» aller am Politischen (Barth 1913, 507). Frauen adressiert der Prediger dabei in zweifacher Weise: Einerseits sieht er bei ihnen aufgrund ihres *Geschlechtscharakters* besonders ausgeprägte Vorbehalte gegenüber dem Feld der Politik, andererseits aber auch eine besonders fortgeschrittene politische Urteilskraft. Erstere gilt es zu überwinden, letztere fruchtbar zu machen. Umso eindringlicher hofft Barth erneut auf das Frauenstimmrecht: «Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo auch ihr Frauen dabei sein werdet. Ich wünsche diese Zeit herbei» (ebd.). Bis es soweit ist, empfiehlt er, Gestaltungsspielräume im familiären Alltag auszunutzen: «Unterdessen könnt ihr Frauen einen grossen Einfluss ausüben *durch eure Männer*. Es macht einen Unterschied aus, ob einer eine Frau zu Hause hat, deren Gedanken ein wenig über Haushalt und

Küche hinausgehen, oder eine solche, der alles gleich[ü]ltig ist [...]. Seid ihr Frauen von der ersten Art. Wenn es ihrer mehr gäbe, es sähe ganz anders aus im Aargau und in der Welt» (ebd.). Auch durch die Kindererziehung, «Buben und Mädchen», wie Barth betont (ebd.), kann staatsbürgerliche Verantwortung befördert werden.

Hintergründe

Die Debatte um das Frauenstimmrecht sollte Barth zeitlebens nicht mehr loslassen. Bis in die 1960er Jahre hinein äusserte er sich gelegentlich dazu, so prominent in *Christengemeinde und Bürgergemeinde* (1946). Seine Interventionen brachten ihn 1959 gar in das Ehrenkomitee des SVF (vgl. Barth 1959, 459).

Wo liegen die Wurzeln für Barths klare Haltung? Eine erste Spur führt zu seiner Her-

kunftsfamilie: Vater Fritz gehörte 1896 zu den Gründern der *Christlich-sozialen Gesellschaft des Kantons Bern*, die auch für Frauenrechte eintrat, und stand in engem Kontakt mit bekannten Frauenrechtlerinnen wie Helene von Mülinen (vgl. Hardmeier, 52.72.91). Sein vielbeachteter Vortrag *Die Frauenfrage und das Christentum* (1902) befürwortete neben diversen emanzipatorischen Reformen auch das Frauenstimmrecht. Anders als später sein Sohn sah er es allerdings noch weniger als demokratiethoretisches Proprium denn als Ausdruck geistlichen Fortschritts in Christentum und Kirche.

Eine zweite Spur führt zur Studentenverbindung Zofingia, der Barth 1904 beitrug. Ihr Zentralausschuss hatte 1896 und dann wieder 1901 eine Befassung mit dem Frauenstimm-

recht angeregt. Die verhaltene Resonanz kann als «Spiegelbild für die kritische Haltung der heranwachsenden Elite der Schweiz» gelten (Hardmeier, 60; vgl. 68). Barths ambivalentes Verhältnis zu seinem Corps könnte ihn bewegen haben, konträr zu votieren. In seinem studentischen Referat *Zofingia und Soziale Frage* (1906) plädiert er tatsächlich dafür, die «soziale Frage mit all ihren Unterproblemen» (Barth 1906, 80) ernst zu nehmen. Die Frauenfrage taucht explizit aber noch nicht auf.

War der Boden also womöglich schon bereitet, so spricht doch viel dafür, dass erst der Genfer Kontext den jungen Theologen nachhaltig für die Frauenstimmrechtsdebatte sensibilisiert hat. Typisch für Barth ist, dass er sich die Sache erst fernab der liberalen Avantgarde, in der Einsamkeit der Provinz, stringenter zu eigen machte. Auch seine wachsende Beeinflussung durch die Sozialdemokratie – sie forderte das Frauenstimmrecht schon seit 1904 – mag sich ausgewirkt haben.

Die brisantere Frage dürfte freilich sein, wie Barths unbeirrtes Eintreten für die politische Gleichstellung von Frauen zu seiner späteren Geschlechtertheologie passt, die bekanntlich von einer unhintergebar asymmetrischen Ordnungsfigur reguliert wird. Diese Frage wird weitere Forschung klären müssen.

Literatur

- Karl Barth (1906), *Zofingia und soziale Frage*, in: *Kleinere Vorträge und Arbeiten 1905–09* (GA III.21), hg. von Hans-Anton Drewes und Hinrich Stoevesandt, Zürich 1992, 61–103.
- Karl Barth (1909), *Ansprache bei der Weihnachtsfeier der deutschen reformierten Schule in Genf*, in: *Vorträge und kleinere Arbeiten 1909–1914* (GA III.22), hg. von Hans-Anton Drewes und Hinrich Stoevesandt, Zürich 1993, 16–18.
- Karl Barth (1910), *Predigt über Jak 3,13–17*, in: *Predigten 1907–1910* (GA I.53), hg. von Simon Weinrich und Peter Zocher, Zürich 2018, 531–548.
- Karl Barth (1911), *Menschenrecht und Bürgerpflicht*, in: GA III.22, aaO., 361–379.
- Karl Barth (1913), *Predigt über Jeremia 29,7*, in: *Predigten 1913* (GA I.8), hg. von Nelly Barth/Gerhard Sauter, Zürich 1976, 490–508.
- Karl Barth (1959), *An die Frauenzentrale Basel*, in: *Offene Briefe 1945–1968* (GA V.15), hg. von Dieter Koch, Zürich 1984, 458f.
- Sybille Hardmeier, *Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890–1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung*, Zürich 1997.
- Elisabeth Joris/Heidi Witzig (Hg.), *Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz*, Zürich 1987.



Otto Baumberger, Plakat «Wollt Ihr solche Frauen? – Frauenstimmrecht Nein!», 1920 (Lithografie 127x90 cm).

© 2018, ProLitteris, Zürich | Foto: Museum für Gestaltung Zürich, Plakatsammlung, ZHdK.

Karl Barths «Entdeckerfreude» und der Glaube

Dr. Benjamin Schliesser, ao. Professor für Neues Testament (Institut für Neues Testament)

Anfang der 1950er Jahre schliesst Barth den ersten Band seiner Versöhnungslehre ab (KD IV/1), «weithin in intensivem, in der Hauptsache stillem, Gespräch mit Rudolf Bultmann», wie er im Vorwort schreibt. Als er auf den «Glauben und seinen Gegenstand» zu sprechen kommt, wird der Ton allerdings laut und scharf, und auch wenn der Name Bultmanns nicht fällt, so ist er doch allgegenwärtig. Unversöhnlich spottet Barth über «neuzeitliche Glaubenslehren», für die «das wahrhaft brennende Problem der Christen» ihre eigene Existenz und das Phänomen ihres Glaubens sei. Sie fangen da an, wo er, Barth, endigen will, nämlich beim Glauben. Sein Einwand richtet sich gegen die «Unbescheidenheit» solcher Glaubenslehren: «Sie stellten die christliche Wahrheit so dar, als sei das ihre höchste Ehre, rund um das christliche Individuum mit seinem bisschen Glauben rotieren zu dürfen, und man musste noch froh sein, wenn sie dieses nicht geradezu als ihren Produzenten und Herrn darstellten. Solche Wichtigtuerei kann dem christlichen Individuum nicht verstattet werden» (KD IV/1, 828).

«Die Entscheidung in Gott ruft der Entscheidung im Menschen ... Und das heisst Glauben: die Treue Gottes bejahen.»

Gegen Barths Polemik formierte sich schon bald heftiger Widerstand. Gerhard Ebeling etwa meint, man sei eigentlich zu einer scharfen Erwiderung gezwungen, er ziehe es aber vor, «mit unpolemischer Sachlichkeit dem Glaubensbegriff alle Aufmerksamkeit – nicht am Ende, sondern von Anfang an – zu widmen» (Ebeling, 65 Anm. 1). Auf der Suche nach dem «Anfang» des Glaubens stösst Ebeling in seinem einflussreichen Aufsatz «Jesus und Glaube» auf Jesus selbst. Jesus weckt nicht nur Glauben, sondern ist selbst Glaubender. «Es dürfte unmöglich sein, angesichts der Art und Weise, wie Jesus vom Glauben redet, ihn selbst vom Glauben auszunehmen.» Ebeling denkt an den Satz «Alles ist möglich dem, der glaubt»

(Mk 9,23), der «kaum anders als primär von Jesus verstanden werden» könne (Ebeling, 97).

Der Gedanke, dass Jesus selbst zu den «Glaubenden» zu zählen sei, stösst uns auf eine der aufregendsten Debatten der vergangenen Jahrzehnte in der Bibelwissenschaft, genauer: in der Paulusforschung. In den Paulusbriefen begegnet an Kernstellen die Wendung «Christusglaube» (*pistis Christou*: Röm 3,22.26; Gal 2,16.20; 3,22). Ist hier vom Glauben *an Christus* oder vom Glauben bzw. der Treue *Christi* die Rede? Die Grammatik lässt beides zu. Veröffentlichungen zum Thema füllen mittlerweile ganze Bücherregale, und für manche steht und fällt an der Beantwortung dieser Frage die gesamte Theologie des Paulus. Bei aller Streitlust wird in der jüngeren Diskussion weithin vergessen, dass gerade von Karl Barth und seinem ersten Römerbriefkommentar entscheidende Impulse für die Variante «Treue Christi» ausgingen!

Eine Entdeckungsreise zu den Anfängen des Barth'schen Glaubensverständnisses lohnt sich. In der Aufbruchstimmung seiner Römerbrieflektüre «knorzte» er an den «Felsklötzen» Röm 3,20–31 herum, wie er im September

1916 an Eduard Thurneysen schreibt (Barth-Thurneysen-Briefwechsel, 152). Ein beachtlicher Klotz muss ihm damals schon das gewesen sein, was gemeinhin mit «Glaube» wiedergegeben wird. Im Kommentar von 1919 provoziert er durch die Aussage, dass der menschliche Glaube in Gottes Treue, und zwar «in seiner in Jesus erwiesenen Treue wurzelt» (Barth, Römerbrief 1919, 96). Der Vergleich der Manuskripte mit der Druckfassung belegt eindrücklich, wie sich Barth zunächst vorsichtig dieser Deutung annähert und sich dann seiner Sache immer gewisser wird. «Die Entscheidung in Gott ruft der Entscheidung im Menschen ... Und das heisst Glauben: die Treue Gottes bejahen» (Barth, Römerbrief 1919, 100).

Barths exegetische Erkenntnis zur *pistis* wurde verschmäht. Noch im Veröffentlichungsjahr des Kommentars erschienen die ersten Besprechungen. Die Rezension des Basler Kirchengeschichtlers Paul Wernle erwartete Barth mit besonderer Anspannung, war er doch als Repräsentant liberaler Theologie ein wichtiges Gegenüber. Wernle hielt die «neue» Deutung des Glaubens für «gänzlich unmöglich»: «Es ist einfach nicht wahr, dass die Frage der persönlichen Seligkeit des Einzelnen nicht im Zentrum des Römerbriefs steht» (Wernle, 167). Barths Marburger Lehrer Adolf Jülicher konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen, dass an dieser Stelle die «Entdeckerfreude» Barths wohl etwas überschäumte, von der er im Vorwort geschrieben hatte (Jülicher, 92).

Barth antwortete auf die Kritik. Zunächst mit einem Brief an Wernle, auf vier doppelseitig beschriebenen grossformatigen Blättern. Ein eigener Abschnitt widmet sich der Frage der *pistis*. «Es wundert mich doch, dass Sie auch hier so rasch ablehnen. Besonders darum, weil ich mir ja alle Mühe gab, die Bedeutung «Glaube» immer gleichzeitig, manchmal vorwiegend zu Worte kommen zu lassen. Mussten nicht die ursprünglichen Hörer dieses Wortes immer Beides zugleich hören, und liegt nicht gerade in diesem Doppelsinn, für den uns einfach das deutsche Wort fehlt, die eigentümliche Rasanz dieses Begriffs?» (Barth, Römerbrief 1919, 642).

Auch im Vorwort zur zweiten Auflage des Römerbriefkommentars nimmt das Problem breiten Raum ein: «Ein Wort noch über eine Einzelheit. Der Übersetzung von *pistis* mit «Treue Gottes» ist eine Wichtigkeit beigemessen worden, die sie für mich jedenfalls nicht hatte. Jülicher hat ja sogar gemeint, um dieser Sache willen habe ich jene «Entdeckerfreude» empfunden, von der mein erstes Vorwort etwas romantisch redete» (Barth, Römerbrief 1922, 22). Nun folgt der Hinweis, dass nicht er der Entdecker der Neuerung sei, sondern Rudolf Liechtenhan, der mit Johanna Barth, der Cousine Karl Barths, verheiratet war. Liechtenhan habe ihn seinerzeit per Brief auf die Möglichkeit dieser Übersetzung aufmerksam gemacht und sei «unterdessen auch öffentlich dafür eingetre-

ten» (ebd.). In der Tat sprang Liechtenhan seinem angeheirateten Vetter zur Seite. Doch ist auch er der Auffassung, dass Barths «Entdeckerfreude» ihn «zu einer allzu einseitigen Konsequenz der Durchführung verleitet» (Liechtenhan, 192) habe. Barth lässt sich von den Einwänden durchaus beeindrucken, jedenfalls vordergründig: «Auf den allgemeinen Protest hin habe ich die Zahl der Stellen, an denen ich diese Übersetzung vorziehe, etwas beschränkt ... und kann im übrigen nur betuern, dass ich mit ihr lediglich auf das Schillern des Begriffs hinweisen will ...» (Barth, Römerbrief 1922, 22). Jahre später, in der «Kurzen Erklärung des Römerbriefes» (1956), lässt Barth die Übersetzung «Treue Gottes» mit wenigen – freilich wichtigen – Ausnahmen ganz fallen.

Der *Sache* – am Anfang Gottes Wahrheit und Wahrhaftigkeit, am Ende das Anerkennen, Erkennen, Bekennen des Menschen – bleibt er treu. Die eingangs zitierte Polemik aus der Versöhnungslehre führt vor Augen, dass Barth gar nicht so sehr auf exegetische Argumente angewiesen ist. «Was aber ist der *Glaube*?», fragte Barth schon in einem vorigen Abschnitt. Glaube heisst «dasjenige menschliche Tun, das der Treue Gottes *treue*, authentische, sachgemässe Antwort gibt, das der Realität und Existenz des durch Gottes Freispruch geschaffenen gerechtfertigten Menschen *gerecht* wird» (KD IV/1, 689).

Was ist also der Glaube, die *pistis*? Exegetisch hat Barth richtig gesehen, dass der Begriff vieldeutig ist. Wenn Paulus *pistis* sagt, ist je nach Zusammenhang nicht nur «Glaube» zu hören, sondern auch «Vertrauen», «Treue», «Loyalität», «Zutrauen», «Glaubwürdigkeit», «Wahrhaftigkeit», «Zuverlässigkeit». Die gegenwärtige Paulusforschung interessiert sich zunehmend für die kulturelle Enzyklopädie der Adressatengemeinden des Paulus und entdeckt dabei das «Schillern» des Glaubens neu. Dass die ersten Hörer_innen zuallererst «Treue Gottes» oder gar Gottes «in Jesus erwiesene Treue» verstanden, ist allerdings (trotz Röm 3,3) fraglich. Auch zur Wiedergabe der Wendung *pistis Christou* mit «Glaube/Treue Christi», die von Barth inspiriert wurde und die es in der *New Revised Standard Version* im-

merhin schon in die Fussnoten geschafft hat, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Theologisch ist Barths Einfall keine Quisquilie, sondern ein Umsturz. Dass er dazu sein exegetisches Fündlein aus der Römerbrieflektüre eigentlich gar nicht braucht, zeigt schon das zitierte Vorwort der zweiten Auflage des Kommentars, in dem er nonchalant zurückrudert. Die Vorordnung der (objektiven) Treue Gottes vor der (subjektiven) Antwort des Menschen bleibt aber ein unverrückbarer Felsklotz in seinem dogmatischen Entwurf. Manche Fragen zum Wesen des Glaubens bleiben, die nicht nur an Barth, sondern auch an Paulus zu richten sind: Wie verhalten sich Gottes Treue und menschlicher Glaube zueinander? Kann von Gottes Treue, von der Offenbarung der *pistis* (Gal 3,23) überhaupt gesprochen werden, ohne dass vom Glauben des Menschen gesprochen wird, und sei es nur von seinem «bisschen Glauben»? In welchem Verhältnis steht der offenbarte Glaube zum Bewusstsein, zum Glauben «im Herzen» (Röm 10,9)? Vielleicht ist es heute an der Zeit, wieder mehr um den schillernden Glauben zu rotieren und ihn neu zu entdecken – immerhin hat ihn Paulus, so Bultmann zu Recht, «in den Mittelpunkt der Theologie» (Bultmann, 218) gestellt.

Literatur

- Karl Barth (KD), Die Kirchliche Dogmatik. Bd. IV/1, Zollikon-Zürich 1953.
 Karl Barth, Der Römerbrief (Erste Fassung) 1919 (GA II.16), hg. von Hermann Schmidt, Zürich 1985.
 Karl Barth, Der Römerbrief (Zweite Fassung) 1922 (GA II.47), hg. von Cornelis van der Kooij und Katja Tolstaja, Zürich 2010.
 Karl Barth, Kurze Erklärung des Römerbriefes, München 1959.
 Karl Barth, Brief an P. Wernle vom 24. Oktober 1919, in: Der Römerbrief (Erste Fassung), a.a.O., 638–646.
 Karl Barth – Eduard Thurneysen. Briefwechsel Bd. I: 1913–1921 (GA V.3), bearbeitet und hg. von Eduard Thurneysen, Zürich 1973.
 Rudolf Bultmann, Art. *pisteuo*, in: ThWNT 6, Stuttgart 1959, 174–182.197–230.

Gerhard Ebeling, Jesus und Glaube, in: ZThK 55 (1958), 64–110.

Adolf Jülicher, Ein moderner Paulusausleger, in: ChW 34 (1920), 453–457.466–469.

Rudolf Liechtenhan, Zur Frage nach der Treue Gottes, in: KBRS 34 (1919), 192f.

Paul Wernle, Der Römerbrief in neuer Beleuchtung, in: KBRS 34 (1919), 163f.167–169.



Hundertjahre-BARTH

[unkonventionell, senkrecht von oben gewachsen, ohne modischen Anknüpfungspunkt und mit grosser Breitenwirkung]

Die christliche Gemeinde soll kein «stummer Hund» sein!

Karl Barth und die Diakonie zwischen Kirche und Staat

Dr. Christoph Sigrist, Titularprofessor für Diakoniewissenschaft (Institut für Systematische Theologie)

In Safenwil, dem Ort von Karl Barths erstem und einzigem Gemeindepfarramt, waren im Jahr 1920 587 von insgesamt 780 Arbeiter_innen in der Strickerei Hochuli und in der Weberei, Färberei und Dampfsäge der Familie Hüsey tätig. Die Löhne waren extrem niedrig und eine gewerkschaftliche Organisation gab es nicht. Das motivierte den jungen Karl Barth zu seinem Engagement im «Arbeiterverein». Nicht die Kanzel, sondern die Werkbank sei der Ort der Erfahrung des Wortes Gottes, stellte Karl Barth in einem Brief an Peter Barth am 29.8.1912 fest: «Und im Übrigen wartet man besser ab, ob etwas Konkretes vorliegt [...]. Da geht dann dem Volk auf einmal mehr das Licht auf als mit 100 sozialen Predigten [...]. Nur nicht ins Blaue hinein pülvern, das habe ich hier einige Mal getan» (Busch, 81). Karl Barth ergriff Partei zugunsten der Arbeiter_innen, ohne dass er schon zu diesem Zeitpunkt Mitglied der sozialdemokratischen Partei war. Der Präsident der Safenwiler Kirchenpflege, ein Neffe des Fabrikanten Walter Hüsey, trat deshalb unter Protest zurück. Die Arbeiterfrage, das Problem des Alkoholkonsums und die Debatte um den Einsatz militärischer Macht führten den jungen Pfarrer zu einer wegweisenden Einsicht, die er am 17. Dezember 1911 in einem Vortrag zum Ausdruck brachte: «Der

«Nur nicht ins Blaue hinein pülvern, das habe ich hier einige Mal getan.»

eigentliche Inhalt der Person Jesu lässt sich in die beiden Worte: soziale *Bewegung* zusammenzufassen [...]. Der Geist, der vor Gott gilt, ist der *soziale Geist*» (Barth 1911, 387.397). Barths Vortrag mit dem Titel «Jesus Christus und die soziale Bewegung» wurde zudem in der sozialistischen Tageszeitung «Der Freie Aargauer» abgedruckt (vgl. Busch, 82).

Einige Jahrzehnte später berief sich Barth wiederum auf diesen Geist Gottes als sozialen Geist. In der Versöhnungslehre der Kirchlichen Dogmatik entfaltete Barth den «Dienst der Gemeinde» insgesamt als Diakonie: «Diakonie» heißt ja schlicht und allgemein «Dienstleistung», kennzeichnet also nicht nur ein bestimmtes Tun der Gemeinde, sondern ihr Tun

in seiner ganzen Weite und Tiefe: mit ihrem Zeugnis dient sie Gott und dient sie den Menschen» (KD IV/3, 1020). Damit deutete Barth auf die politische Dimension dieses sozialen Geistes hin: «[D]ie christliche Gemeinde als solche würde zum stummen Hund, ihr Dienen zu einem Dienern vor den herrschenden Gewalten, wenn sie sich scheuen würde, die Übel, mit denen sie im Einzelnen konfrontiert ist, auch in ihren sozialen Wurzeln anzugreifen» (KD IV/3, 1023f.)

Als Pfarrer in Safenwil und als Theologe in Basel hat Karl Barth diesen in der Praxis seiner Gemeinde eingeübten diakonischen Angriff auf die sozialen, gesellschaftlichen Übel theologisch und kirchlich reflektiert. Mit der programmatischen Schrift *Christengemeinde und Bürgergemeinde* übte er kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Protest gegenüber einer schweigenden Kirche und einer sich selbst vergöttlichenden Staatsautorität. Die soziale Bewegung als «der eigentliche Inhalt der Person Jesu» (Barth 1911, 387) – das lehrte ihn die arbeitende Bevölkerung in Safenwil – ist nichts anderes als die politische Bewegung der Diakonie, die sich in der Solidarität mit dem Geringssten zeigt (Mt 25,40.45). Dennoch vergingen weitere 48 Jahre, bis diese politische Dimension der Diakonie – «die Übel [...] in ihren sozialen Wurzeln anzugreifen» (KD IV/3, 1020) – auch kirchenpolitisch in der Magna Charta der europäischen Diakonie, der sogenannten Bratislava-Erklärung, verankert wurde.

Wenn die Gemeinde kein stummer Hund sein soll, dann führt uns die Barth'sche Lesart zwei grundlegende Dinge vor Augen. Erstens: Die christliche Diakonie wird im modernen Wohlfahrtsstaat niemals überflüssig sein (vgl. KD IV/3, 1024). Zweitens: «Gemeinde ohne diakonische Verantwortlichkeit wäre nicht christliche Gemeinde» (ebd.). Für die aktuelle Situation der Diakonie zwischen Kirche und Staat kann daraus folgende Kriterienlogik eines nicht stummen, sondern bellenden Hundes abgeleitet werden:

Diakonie als helfendes Handeln im Kontext von Kirche und Gesellschaft ist *theologische Arbeit*, insofern sie die soziale Bewegung Jesu Christi kontextualisiert und sowohl auf die sozialen Brennpunkte vor Ort hin als auch global auslegt.

Diakonie ist *kirchliche Arbeit*, wo christliches Handeln, institutionelle Formen von Kir-

che und Wertegemeinschaften mit kirchlicher Prägung einen Resonanzraum bilden.

Diakonie ist *politische Arbeit*, indem sie zusammen mit anderen religiösen Gemeinschaften in einer pluralen Gesellschaft Wurzelbehandlungen im Sozialen initiiert.

Wenn ich ein Fazit aus meiner 30-jährigen Erfahrung als Pfarrer zunächst in einer kleinen Berggemeinde, dann in der zentralen Kirche einer Kleinstadt und schliesslich am Grossmünster in Zürich ziehen sollte, dann dieses, dass Karl Barth in seiner Berufung in Safenwil die Arbeit eines Pfarrers sowohl praktisch gelernt als auch theoretisch durchdacht haben muss.

Literatur

- Karl Barth (1946), *Christengemeinde und Bürgergemeinde*, in: *Rechtfertigung und Recht/Christengemeinde und Bürgergemeinde/Evangelium und Gesetz*, Zürich 1998, 49–82.
- Karl Barth (KD), *Die Kirchliche Dogmatik*. Bd. IV/3,2, Zollikon-Zürich 1959.
- Karl Barth (1911), *Jesus Christus und die soziale Bewegung*, in: *Vorträge und kleinere Arbeiten 1909–1914* (GA III.22), hg. von Hans-Anton Drewes und Hinrich Stoevesandt, Zürich 1993, 380–409.
- Eberhard Busch, *Karl Barths Lebenslauf*. Nach seinen Briefen und autobiographischen Texten, München 1975.
- Konferenz Europäischer Kirchen, *Bratislava-Erklärung – Auf dem Weg zu einer Vision von Diakonie in Europa*. Eine Einladung zur Teilnahme an dem Prozess des Handelns und Nachdenkens, in: *Theodor Strohm* (Hg.), *Diakonie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend*. Ökumenische Beiträge zur weltweiten und interdisziplinären Verständigung, Heidelberg 2000, 542–547.



BARtheologie

[Theologische Praxis bei Pfeife und Bier]

Die Entzweiung zwischen Leonhard Ragaz und Karl Barth – Ertrag und Kosten der Krise

Dr. Martin Sallmann, o. Professor für Neuere Geschichte des Christentums und Konfessionskunde (Institut für Historische Theologie)

«Die Barthsche Theologie ist vielleicht der größte Kummer meines Lebens geworden», so schrieb Leonhard Ragaz vor Weihnachten 1926 an die Schriftstellerin Julie Schlosser in Berlin (Ragaz, Briefe II, 348). Mit dem Erscheinen der beiden Römerbriefkommentare von 1919 und 1922 war eine tiefgreifende Entzweiung zwischen Ragaz und Barth offensichtlich geworden. Wie war es dazu gekommen? Und was waren Ertrag und Kosten dieser Entfremdung?

Mit der zweiten Fassung des *Römerbriefs* von 1922 hatten sich der Ton und die Abgrenzung verschärft. War der Name Ragaz in der ersten Fassung des Römerbriefs noch nicht gefallen, kritisierte Barth jetzt ausdrücklich dessen Rücktritt als Professor für Systematische und Praktische Theologie in Zürich. Es gebe keine «Menschenmöglichkeiten», die das Diesseits mit dem Jenseits verbinden. «Kein allmählicher Übergang, kein stufenmäßiger Aufstieg, keine Entwicklung etwa ist der Schritt über diese Grenze, sondern ein jäher Abbruch hier, ein unvermittelter Anfang eines ganz andern dort» (Barth, Römerbrief 1922, 330). Als Beispiel verwies Barth auf Ragaz, der dazu aufgefordert habe, aus der hoffnungslosen Kirche in die bessere Welt der Laien überzusiedeln. Barth jedoch sah keine menschlichen Wege vom Diesseits ins Jen-

«Kein allmählicher Übergang, kein stufenmäßiger Aufstieg, keine Entwicklung etwa ist der Schritt über diese Grenze, sondern ein jäher Abbruch hier, ein unvermittelter Anfang eines ganz andern dort: denn was als Gnadenerlebnis allenfalls in kontinuierlicher Fortsetzung anderer religiöser Erlebnisse namhaft gemacht werden könnte, das steht als solches noch diesseits.»

seits, keine Verbindungen vom Menschen zu Gott. Alle diese Versuche, und seien sie noch so radikal, gehörten, so meinte er, auf die Seite der menschlichen Sünde. Mit einem offensichtlichen Hinweis auf die «Neuen Wege», die Monatsschrift der religiös-sozialen Bewegung, die von Ragaz herausgegeben wurde, bezeichnete Barth daher den Versuch, neue Wege in Kirche und Gesellschaft zu gehen, als Wahn. Und wieder wandte er sich gegen

die kritische Haltung gegenüber Kirche und Pfarramt, die Ragaz eigen war.

Barths Äusserungen hinterliessen bei Ragaz tiefe Spuren, verstand er sie doch nicht allein als sachliche, theologische Kritik, sondern als persönliche Ablehnung. Noch in seinem autobiografischen Rückblick liess Ragaz sich zu scharfen Bemerkungen hinreissen: Die aufkommende dialektische Theologie habe dem Verlangen nach Autorität nachgegeben, den Pessimismus gegenüber menschlichen Dingen aufgenommen und der Geringschätzung des Menschen Vorschub geleistet. «Sie wurde eine sublimere Form des Faschismus» (Ragaz, Mein Weg II, 190). Beide Kontrahenten haben sich nicht geschont – nicht in der inhaltlichen und auch nicht in der persönlichen Auseinandersetzung. Es ist wohl nicht übertrieben, von einer menschlichen Tragödie zu sprechen.

Die religiös-soziale Bewegung hatte sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts formiert. 1903 hatten in Basel die Bauarbeiter gestreikt. Ragaz predigte am Tag des Streikabbruchs im Basler Münster und stellte sich dabei auf die Seite der Arbeiter. Im gleichen Jahr erschien das Buch «Sie müssen! Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft», in dem Hermann Kutter die Sozialdemokratie verteidigte, weil er in ihr die Erfüllung der Ver-

heissungen Gottes und zugleich das Gericht über die etablierte christliche Kirche sah. 1906 trafen sich erstmals Gesinnungsgenossen um Kutter und Ragaz zu einer Zusammenkunft. Ins gleiche Jahr fiel auch der Auftakt für die Zeitschrift «Neue Wege», die zum massgeblichen Publikationsorgan der religiös-sozialen Bewegung werden sollte. 1908 wechselte Ragaz als Ordinarius für Systematische und Praktische Theologie an die Universität Zü-

rich. Dort unterstützte er 1912 den Zürcher Generalstreik und wandte sich damit vom Bürgertum ab. Als Folge davon trat er 1913 der Sozialdemokratischen Partei bei.

Im gleichen Jahr war auch Karl Barth die Parteimitgliedschaft angetragen worden. Barth war seit 1911 Pfarrer der Kirchgemeinde Safenwil (Kt. Aargau), wo er sich für die Anliegen der Arbeiterschaft engagierte. So hielt er einen Vortrag über «Jesus Christus und die soziale Bewegung», der in der sozialistischen Tagespresse aufgenommen wurde und die Fabrikanten im Dorf zu scharfen Reaktionen herausforderte. Die soziale Frage erkannte Barth aber auch in weiteren Zusammenhängen wie Alkoholismus und Militarismus. In dieser Zeit begegnete Barth über seinen Freund Eduard Thurneysen den massgeblichen Persönlichkeiten der religiös-sozialen Bewegung: Hermann Kutter und Leonhard Ragaz. Er engagierte sich in diesen Kreisen, las die «Neuen Wege» und nahm an deren «Konferenzen» teil. Mit dem Ersten Weltkrieg weitete Barth seine Kritik der etablierten Theologie aus, trat jetzt der sozialdemokratischen Partei bei und hielt Vorträge über «Krieg, Sozialismus, Christentum», «Kriegszeit und Gottesreich» oder «Religion und Sozialismus». In diese Zeit fielen auch die persönliche Begegnung mit Christoph Blumhardt in Bad Boll und die literarische Beschäftigung mit dessen Vater. Noch 1916 wurde Barth zum Präsidenten der religiös-sozialen Konferenzen gewählt. Anstatt die nächste Konferenz vorzubereiten, liess er jedoch Ragaz wissen, die Konferenzen seien aufzulösen, weil jetzt nicht Zeit für Taten, sondern für die Stille sei. Diese Linie betonte er zusätzlich in einer Rezension von Blumhardts «Hausandachten». Der eigenen Sache sei gegenwärtig besser mit Hausandachten als mit Abhandlungen gedient, nicht mit eigenem Tun, sondern mit stillem Warten auf Gottes Tun. Bereits hier zeigten sich deutliche Tendenzen der Entfremdung zwischen Barth und Ragaz.

In dieser bewegten Zeit begann auch Barths Arbeit am Römerbrief. Darin hielt er immer wieder fest, dass es den Menschen nicht zustehe, Gottes Standpunkt für sich einzunehmen, dass sie sich weder als Einzelne noch als Gruppen gegenüber anderen auf Gottes Seite wähen könnten, dass vielmehr alle gemeinsam Gott gegenüberstünden. Gott und Mensch – und damit auch Religion, Kirche, Moral – seien einander entgegengesetzt. Auch das Reich

Gottes liege nicht auf der Linie einer Entwicklung menschlicher Möglichkeiten, sondern schaffe in dieser Welt ein ganz Neues. Pazifismus und Sozialdemokratie seien nicht das Reich Gottes, denn sie gehörten in das alte menschliche Reich. Sie seien zwar Kritik und Protest gegen die Entwicklungen der Welt, aber selbst eben auch innerweltlich. Diese Kritik wurde dann in der zweiten Auflage des Römerbriefs radikalisiert und auch auf Barths eigene theologischen Denkversuche und die praktischen Handlungsweisen angewendet – und natürlich auch auf die religiös-soziale Bewegung.



Photo links: Franz Schmelhaus, Zürich ([https://commons.wikimedia.org/wiki/File:\(UAZ\)_AB.1.0777_Ragaz.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:(UAZ)_AB.1.0777_Ragaz.jpg)), (UAZ) AB.1.0777 Ragaz, als gemeinfrei gekennzeichnet. | Photo rechts: Karl Barth-Archiv, Basel.

als Organisation, die für sich geehrt, gepflegt und gemehrt werden müsse. Daher stehe die Kirche dem Reich Gottes im Weg, weil dort Gott allein gelte. Nach dem Krieg unterstützte Ragaz die Idee des Völkerbunds, der 1920 gegründet wurde. Die Entwicklung weg von der bürgerlichen Gesellschaft, der Rückzug von der etablierten Kirche und die Zuwendung zur Arbeiterschaft und den Kräften, die eine neue gesellschaftliche Ordnung suchten, kulminierten in seinem Rücktritt als Professor. Ragaz hatte sich nicht nur intellektuell, sondern auch persönlich enorm engagiert und exponiert.



tes ausging. Ragaz versuchte, die Welt und das Leben in ihr von Gott her zu deuten, um das Engagement auf ihn hin, auf das Kommen des Reiches Gottes auszurichten. Damit war natürlich die Gefahr verbunden, sich mit einzelnen Bewegungen zu stark zu identifizieren und diese religiös zu ideologisieren, wie Barth es ihm vorwarf. Umgekehrt hatte Barth geflissentlich übersehen, dass auch Ragaz wesentliche Teile seiner Kritik teilte. Nicht zu Unrecht wurde darauf hingewiesen, dass auf der Seite Barths «auch ein Stück theologischer Überheblichkeit mit im Spiel gewesen sein dürfte» (Ragaz, Briefe II, 18). Theologischer Ertrag war die Schärfung der Wahrnehmung für die Differenz zwischen Gott und Mensch, was zentral für die Einschätzung der Situation in der Zwischenkriegszeit und des aufkommenden Faschismus sein sollte. Die Kosten der gnadenlosen Kritik auf beiden Seiten waren die menschlichen Entzweiungen – nicht allein zwischen den Kontrahenten, sondern auch unter ihrer Anhängerschaft.

Literatur

Leonhard Ragaz in seinen Briefen, Bd. 2: 1914–1932, hg. von Christine Ragaz, Markus Mattmüller und Arthur Rich, Zürich 1966.
Leonhard Ragaz, Mein Weg, Bd. 1–2, Zürich 1952.
Karl Barth, Der Römerbrief (Zweite Fassung) 1922 (GA II.47), hg. von Cornelis van der Kooij und Katja Tolstaja, Zürich 2010.

In der gleichen Zeit war Ragaz gesellschaftspolitisch und auch literarisch ausserordentlich produktiv. Bei Kriegsausbruch tat er nach eigener Bekundung ein Gelübde, sein zukünftiges Leben dem Kampf gegen den Krieg zu widmen. Er kritisierte die bisherige Friedensbewegung scharf, weil sie zu wenig konsequent den Krieg abgelehnt habe. Ragaz ging es um eine grundsätzliche Überwindung des Krieges und damit ausdrücklich um eine neue Stufe der menschlichen Entwicklung. Er versuchte, die pazifistischen Kräfte innerhalb und ausserhalb der Kirche zu sammeln, setzte sich für Dienstverweigerer ein und forderte einen Zivildienst. Während der Kriegszeit verschärfte er seine Kritik an der etablierten Kirche, die er als gefährliche Verhüllung des Reiches Gottes beurteilte. Kirche sei Religion

In beiden Römerbriefkommentaren Barths hatte Ragaz immer auch die eigene Theologie und die Praxis der religiös-sozialen Bewegung wiederentdeckt. Tatsächlich nahm Barth wesentliche Begriffe aus dieser auf, etwa Religion oder Reich Gottes. Während Barth aber – mit Bezügen zu Blumhardt und Kutter – die Polarität zwischen Gott und Mensch, zwischen Religion und Wort Gottes, Reich Gottes und menschlicher Welt, messerscharf herausarbeitete, teilte Ragaz zwar die Kritik an Gesellschaft und Kirche, suchte aber zugleich danach, wie Gottes Wirklichkeit sich jetzt schon ausbreitete. Im Kampf gegen den Militarismus und für den Pazifismus, gegen die etablierte Gesellschaft und für die Arbeiterschaft sah er sich eingebunden in die Dynamik, die vom werdenden Reich Got-



HipsterBARTH

[äusserliches Merkmal
innerlicher Abwendung vom
Neoliberalismus]

Karl Barth und der Neoliberalismus

Dr. Luca Di Blasi, Assoziierter Professor für Philosophie (Institut für Systematische Theologie)

In den vergangenen Jahren haben sich zwei prominente Schweizer Rechts- oder Neoliberale, Roger Köppel und Christoph Blocher, wiederholt auf Karl Barth berufen, etwa wenn sie sich gegen die «bequemen Kirchen» mit ihrem «unbiblischen Gesäusel von sozialer Gerechtigkeit» (Köppel, 3) wandten.

Das erscheint zu abwegig, um sich damit genauer auseinanderzusetzen. Karl Barth trat 1915 der Sozialdemokratischen Partei bei und wandte sich nicht nur von der liberalen Theologie ab, sondern auch vom politischen Liberalismus und sogar, schon vor dem Ersten Weltkrieg, gegen den Linksliberalismus Friedrich Naumanns. Liberaler Individualismus war für ihn gleichbedeutend mit Egoismus und Selbstvergötzung, liberale Freiheit eine «Herrenlosigkeit unter der Herrschaft der Sünde» (Barth, Römerbrief, 242), das Konkurrenzprinzip ein auf Dauer gestellter Krieg aller gegen alle.

Die Vorreiter dessen, was später Neoliberalismus genannt wurde und zur Zeit, im Bündnis mit Rechtspopulisten, im Begriffe ist, die letzten Reste einer solidarischen Politik auszutüpfen, Ludwig von Mises (1881–1973) und Friedrich von Hayek (1899–1992), bejahten hingegen nicht nur all das entschieden – Individualismus, Konkurrenzprinzip, liberale Freiheit –, sie wandten sich Anfang der 1920er Jahre zudem ebenso entschlossen wie polemisch *gegen* den Sozialismus und gegen alle Versuche einer sozialen Mässigung oder Bändigung des Kapitalismus.

Allerdings gibt es doch eine bemerkenswerte Parallele zwischen Barth und dem frühen Neoliberalismus, die den aktuellen Vereinnahmungsversuchen den Schein von Berechtigung verleihen mag. Sie besteht darin, dass hier wie da die menschliche Erkenntnis und ihre Grenzen ins Zentrum des Denkens rücken. Das gilt für Barth, von dem Michael Weinrich schreibt: «Das, was für die Reformation die Rechtfertigungslehre war, an der sich alles Weitere für die Theologie entscheidet, ist im 20. Jahrhundert für Barth die Frage nach der angemessenen *Erkenntnis* der Offenbarung, die er ganz auf die Seite Gottes rückt.»

In ähnlicher Weise rücken Erkenntnis – und Erkenntnisgrenzen – auch im Neoliberalismus ins Zentrum der Theorie: Nicht nur verstand Hayek Preise als Informationssignale für die Marktteilnehmer; seine zentrale, wesentlich durch von Mises' «Gemeinwirtschaft» aus dem Jahr 1922 beeinflusste Einsicht war jene der *Grenzen* einer das komplexe Marktgeschehen überschauen und planen wollenden Ver-

nunft. Noch seine späte Dankesrede zur Verleihung des Nobelpreises richtet sich schon im Titel gegen die «Anmaßung des Wissens».

Bei Barth wie bei Hayek findet sich eine explizite Absage an den neuzeitlichen Rationalismus. Barth stellte Descartes' «Cogito ergo sum», ähnlich wie schon Franz von Baader hundert Jahre zuvor, ein «Cogitor, ergo sum, ich werde gedacht, deshalb bin ich» (Barth, Auferstehung, 23) entgegen, während sich Hayek gegen einen neuzeitlichen «Kult der Vernunft» richtete und gegen einen von Descartes ausgehenden «rationalistischen Konstruktivismus» (Hayek, 84.74).

Bei Barth wie bei Hayek schliesslich korrespondiert eine Vernunftkritik mit einem Element des Glaubens oder Vertrauens in etwas Grösseres, die Vernunft Übersteigendes. Bei Barth ist es natürlich Gott als der ganz Andere. Bei Hayek ist es das Vertrauen darauf, dass auch – bzw. nur – ohne menschliche Intention «spontane Ordnungen» entstehen oder emergieren.

Will man die Gründe dieser Parallelen genauer untersuchen, wird man die bereits von Max Weber beobachtete Nähe zwischen protestantischer Ethik und dem Geist des Kapitalismus berücksichtigen müssen. Auch die *Bienenfabel* des hugenottisch geprägten Bernard Mandevilles und die Metapher der «unsichtbaren Hand» beim calvinistisch beeinflussten Adam Smith sind wichtige Scharnierstellen, an denen man den Übergang von einer calvi-

«Cogitor, ergo sum,
ich werde gedacht, deshalb
bin ich.»

nistischen Vorsehungslehre zu einer modernen Marktgläubigkeit untersuchen kann.

Gerade vor dem Hintergrund eines Vergleichs zwischen dem frühen Barth und dem frühen Neoliberalismus zeigt sich aber auch ein entscheidender Unterschied, der über politische Gegensätze hinausgeht: Hayek hatte zunächst mit dem Sozialismus sympathisiert und bekehrte sich, besonders durch von Mises angeregt, 1922 zum Neoliberalismus. Dieser entstand mit dem Ende der Habsburgermonarchie und damit in einer doppelten Konstellation: dem Sieg des liberalen Bürgertums und der Angst vor dem Bolschewismus. Man kann daher zuspitzen: Der Neoliberalismus ist von seiner Geburt an ein siegreicher,

daher utopielos gewordener Liberalismus, dessen vormals utopische Energien nun auf den Kampf gegen etwas Anderes – den Sozialismus – gerichtet werden. Er ist hierin vom ersten Moment an im präzisen Sinn des Wortes reaktionär.

Barths politisches Denken dagegen war von einer doppelten Enttäuschung geprägt: dem moralischen Schiffbruch der liberalen Theologie *und* der Sozialdemokratie, von der er noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg meinte, es sei ihr «sachlich unmöglich [...], mit Kapitalismus, Nationalismus und Militarismus den innern Frieden zu schließen» (Barth, Hilfe, 778). Eben diese Ansicht wurde wenig später enttäuscht, als die deutsche Sozialdemokratie 1914 die Kriegskredite und damit den Krieg unterstützte.

Diese doppelte Enttäuschung erleichterte eine Abständigkeit gegenüber politischen Ideologien, die Barth davor bewahrte, christliche Zukunftshoffnung mit konkreten, etwa planwirtschaftlichen Programmen, zu verwechseln. Im Gegenzug war er aber auch immun gegen die Versuchung, in einen utopielos verhärteten, selbst gegenüber eklatantesten Ungerechtigkeiten taub und blind gewordenen, verbissenen antisolidarischen Neoliberalismus abzugleiten. Und es ist diese Verbindung aus doppelter Abständigkeit und engagierter Zukunftshoffnung, die, wie mir scheint, wieder aktuell geworden ist, nachdem nach dem real existierenden Sozialismus auch der Neoliberalismus seine Glaubwürdigkeit weitgehend eingebüsst hat.

Literatur

- Karl Barth, «Die Hilfe», in: Die Christliche Welt 28 (1914), 774–778.
- Karl Barth, Die Auferstehung der Toten. Eine akademische Vorlesung über I. Kor. 15, Zollikon-Zürich 1953.
- Karl Barth, Der Römerbrief (Erste Fassung) 1919 (GA II.16), hg. von Hermann Schmidt, Zürich 1985.
- Friedrich August Hayek, «Arten des Rationalismus», in: Wirtschaftstheorie und Wissen. Aufsätze zur Erkenntnis- und Wissenschaftslehre, hg. von Viktor Vanberg, Tübingen 2007, 75–89.
- Roger Köppel, Glosse: «Biblisches», in: ideaSpektrum 49 (2017), 3.
- Michael Weinreich, Gott, der ganz Andere. Karl Barths Neujustierung der Theologie im 20. Jahrhundert – URL: <https://www.evangelische-aspekte.de/gott-der-ganz-andere/> (Hervorhebung LDB, aufgerufen am 12.07.2018).

Gott ist Gott – oder: die Wiederentdeckung der Alterität Gottes

Dr. Magdalene L. Frettlöh, o. Professorin für Dogmatik und Religionsphilosophie (Institut für Systematische Theologie)

Was haben in der zweiten Hälfte des Ersten Weltkriegs das Künstlercafé und Cabaret Voltaire in der Spiegelgasse der Zürcher Altstadt und der Garten des Pfarrhauses am Kirchrain in argauischen Safenwil gemeinsam?

«Dada ist Dada» und «Gott ist Gott» – oder: der Krisenerfahrung expressionistisch Raum geben

Nun, an beiden Orten ereignete sich eine Revolution, die auf die Erschütterung durch den Krieg antwortete. Dabei könnten die Protagonisten der beiden Bewegungen gar nicht unterschiedlich genug sein. Und doch ist ihrer radikalen Opposition gegen die Kriegsbegeisterung des europäischen Bürgertums Entscheidendes gemeinsam, wenn es dort «Dada ist Dada» und hier «Gott ist Gott» heisst.

Im Frühjahr 1916 begründeten in Zürich, dem Epizentrum der europäischen Avantgarde während des Kriegswütens, Hans Arp, Emmy Hennings, Hugo Ball und andere internationale Künstler im Exil die experimentelle Kunstströmung des *Dadaismus*. Sie protestierten, Konventionen parodierend und Traditionen ad absurdum führend, gegen die menschenverachtende Grausamkeit des Krieges. Verrückte Performances, Laut- und Simultan Gedichte und surrealistisch anmutende Collagen mischten das bürgerliche Zürich auf. Dem Ver- und Zerstörenden des Krieges begegneten die Künstler_innen mit irritierender *Anti-kunst*. Ihr Nonsens demaskierte die Sinnlosigkeit des Kriegstreibens.

Nur wenig später sass der Safenwiler Pfarrer Karl Barth im Garten seines Pfarrhauses und las den Römerbrief des Paulus, als läse er ihn zum ersten Mal. Und während Barth «sich sachlich beteiligt neben Paulus [stellte], statt [sich] im gelassenen Abstand des Zuschauers ihm gegenüberzustellen» (Barth 1919, 4), evozierte seine Pauluslektüre eine geradezu expressionistische Kultur-, Religions-, Theologie- und Kirchenkritik. Gott in seiner ganzen Alterität wurde ihm dabei zur entscheidenden Wirklichkeit.

Sich mit Paulus identifizierend, charakterisiert Barth den Neuaufbruch seiner Theologie: «Das ist eben das entscheidend Neue <meines Evangeliums>, dass jetzt etwas Gewisseres als Religion und Moral in der Welt wirksam und wichtig geworden, dass der Arm Gottes jetzt in der ganzen Menschheit in Bewegung gekommen ist, dass Gott selber nun die Gottesfrage aufgeworfen und so den Menschen auf allen

Stufen eine neue, einheitliche Aufgabe und Verheissung gegeben hat. Umwertung aller Werte!» (Barth 1919, 57.) Der Affront gegen eine bürgerliche Christlichkeit könnte – allemal in der Schweiz – kaum grösser sein, wenn Barth dies mit christentumskritischer Pointe zeitdiagnostisch konkretisiert: «Ist die feierliche Ehrfurcht vor dem Geld, wie sie nirgend so deutlich ist wie in <christlichen Kreisen>, etwa vor Gott besser als der gemeine Diebstahl? Unsrer in religiöse und moralische Leidenschaft umgesetzte ungebändigte Sexualität etwa besser als der vom Gesetz verworfene Ehebruch? Unser Eifer für unsre <Sache> und unsre kalte Gleichgültigkeit für die Hauptsache etwa weniger <Raub am Heiligtum> als der Götzendienst der Weltleute?» (Barth 1919, 60f.) Das Ernstnehmen der Alterität Gottes stösst die Vertreter_innen vermeintlich so hehrer christlicher Werte vor den Kopf. Das in Christus angebrochene Reich Gottes setzt andere Massstäbe. Die bürgerliche Moral hat ebenso ausgedient wie der idealistische Fortschrittsgedanke.

Sich ausdrücklich auf Barth berufend, hat Fulbert Steffensky im Gespräch mit Dorothee Sölle seinerseits die Alterität Gottes stark gemacht: «Vielleicht möchte ich zu meinem eigenen Trost und zum Trost der Welt in diesem Gespräch die Wahrheit retten, dass Gott anders ist als wir. Im Augenblick stehen wir ja unter dem modischen Zwang, ihn durch uns selbst zu erklären: er hat keine anderen Kräfte als unsere eigenen; er ist ein so nettes Kerlchen wie wir selber. In solchen Tagen schreit man geradezu nach Karl Barth. [...] Die Aussagen über die Grösse, die Heiligkeit und die Andersheit Gottes sind doch mein Versprechen und mein Segen. Ich brauche mehr, als ich bin. Die Welt braucht mehr, als wir alle zusammen sind und aufbringen können. Das Gotteskerlchen, dem die Heiligkeit, sein Geheimnis und sein grösserer Reichtum abgesprochen sind, ist mir einfach zu wenig» (Sölle/Steffensky, 22.25.)

Die Krise als Gnade – oder: das im Nein verborgene Ja

Zur expliziten *Theologie der Krise* wird Barths dialektische Pauluslektüre erst mit seiner zweiten Bearbeitung des Römerbriefs. In ihr sei, so notiert Barth nicht ohne Übertreibung im Vorwort, «von jener ersten sozusagen kein Stein auf dem andern geblieben» (Barth 1922, 5). Nun beschreitet «der rote Pfarrer von Safen-

wil», wie ihn seine Kritiker nannten, den Weg aus der Krise, indem er diese radikal theologisch verschärft: Den Römerbrief lesend, offenbart sich ihm *Gott selbst* als die Krise des Menschen. Nicht der erbärmliche Zustand der Nachkriegswelt, sondern Gott ist das Subjekt der Krise: «Der wahre Gott ist [...] der aller Gegenständlichkeit entbehrende Ursprung der *Krisis* aller Gegenständlichkeit, der Richter, das Nicht-Sein der Welt» (Barth 1922, 118).

Damit aber wird Barth zum Autor einer prophetischen Theologie und tritt in die Tradition der alttestamentlichen (Unheils-)Propheten. Ihnen bedeutete der Prozess, den Gott seinem Volk machte, gerade nicht, dass Gott mit Israel fertig ist. Analog wird auch bei Barth der fundamentale Angriff Gottes auf die Welt und den Menschen zum Aufweis des bleibenden Interesses und der unverbrüchlichen Treue Gottes: «Im Christus [...] redet Gott, wie er ist, und straft den Nicht-Gott dieser Welt Lügen. [...] Er bekennt sich zu uns, indem er die Distanzen zwischen uns und ihm schafft und wahr. Er begnadigt uns, indem er unsre Krisis einleitet, indem er uns ins Gericht bringt» (Barth 1922, 65).

«Gott begnadigt uns, indem er unsre Krisis einleitet.»

Je mehr das theologische Werk Barths wächst, desto stärker tritt die Wahrnehmung des göttlichen Ja in den Vordergrund. Barths ReVision der Prädestinationslehre in Gestalt der Lehre von Gottes Gnadenwahl ist mitten im Zweiten Weltkrieg eine einzige Hommage auf das Ja Gottes, das niemanden ausschliesst: «Gott sagt Ja. [...] Indem er Ja sagt zu ihm [sc. dem Geschöpf], ist Ja zu ihm gesagt: ohne Wenn und Aber, ohne Hintergedanken und Vorbehalt, nicht vorläufig, sondern abschliessend, nicht in halber, sondern in ganzer, nicht in zeitlicher, sondern in ewiger Treue» (KD II/2, 32). Während die traditionellen Prädestinationslehren mit der Scheidung der Menschheit in von Ewigkeit her Erwählte und Verworfene Furcht und Schrecken verbreiten, bringt Barth das Erwählungshandeln Gottes als «die Summe des Evangeliums» (KD II/2, 1) zur Sprache. Was für eine radikale Entängstigung! Der in dieser vorbehaltlosen Weise sich mit dem Menschen verbündende Gott von KD II/2 ist aber kein anderer als der ganz andere Gott der beiden Römerbrief-Kommentare.

Die Menschlichkeit des ganz anderen Gottes – oder: Theologie als Theanthropologie

Wiederholt hat Barth seine eigene Entdeckung der Alterität Gottes im Schatten der Katastrophe des Ersten Weltkriegs erinnert. Dabei spart er keineswegs an Selbstkritik. Die gehört für ihn konstitutiv zur Theologie als kritischer Wissenschaft. Barth bekennt, dass sich im Laufe der Jahre in seinem Reden von Gott die Gewichte verschoben haben. Er spricht gar von *Retraktionen* früherer Positionen. Damit meint er aber keine Absage an diese, sondern ihre präzisere Reformulierung. Ständen zunächst das *totaliter aliter* der Göttlichkeit Gottes und die fundamentale Diastase zwischen Gott und Mensch, Gott und Welt im Vordergrund, gewinnt nun die in Jesus Christus offenkundige *Menschlichkeit Gottes* immer mehr Raum in Barths Denken.

So räsoniert er 40 Jahre später über jene Anfänge der Dialektischen Theologie: «Schien es uns nicht doch ein Stück weit zu entgehen, dass die *Göttlichkeit des lebendigen Gottes* – und mit ihm wollten wir es doch zu tun haben – ihren Sinn und ihre Kraft nur im Kontext seiner Geschichte und seines Dialogs mit dem *Menschen* und also in seinem *Zusammensein* mit diesem hat? [...] Gott bedarf keines Ausschlusses der Menschlichkeit, keiner Nicht-Menschlichkeit oder gar Unmenschlichkeit, um wahrhaft Gott zu sein. [...] Seine freie Bejahung des Menschen, seine freie Teilnahme an ihm, sein freies Eintreten für ihn – das ist Gottes Menschlichkeit, [...] seine *Menschenfreundlichkeit*» (Barth 1956, 10.14f.). Diese Einsicht hat Barth in seiner letzten Basler Vorlesung, der *Einführung in die evangelische Theologie*, dazu veranlasst, Theologie als «Theanthropologie» (Barth 1962, 18 u. ö.) zu entfalten. Es macht gerade Gottes Göttlichkeit aus, dass Gott nur zusammen mit dem Menschen Gott sein will. Ein menschenloser Gott ist, nachdem sich Gott für den Menschen entschieden hat, ein Widerspruch in sich selbst. Wie könnte der menschengewordene Gott ohne den Menschen Gott sein (wollen)?!

Das Drama ist gespielt – oder: die ZuMutung der Gelassenheit

Doch noch der späte Barth bleibt ein dialektischer Theologe und ein verwegen-revolutionärer Prophet des ganz Anderen, der Mut zur Krise schenkt: «Eben im Gericht wird hier Gnade geübt und geschenkt; eben im Tod wird hier Leben erweckt und gelebt. Eben in Demut darf und soll hier Mut gefasst werden. Eben wer sich hier beugt, darf und muss hier aufstehen. Eben in der Erkenntnis, dass mit unserer Macht hier gar nichts getan ist, darf und muss hier mutig gehandelt werden» (Barth 1962, 175f.). Diese Sätze aus der Gebets-Vorlesung der *Einführung* könnten wortwörtlich auch im zweiten Römerbrief-Kommentar stehen.

Ein solches Reden von Gott kommt aber einer narzisstischen Kränkung des Menschen gleich, der sich selbst konstituieren, sich selbst rechtfertigen und durch Enhancement-Anstrengungen ständig optimieren möchte. Da-

bei sollten wir es uns doch gefallen lassen, dass Gott längst, wie Barth nicht müde wird zu bezeugen, alles für uns getan hat. Genau dies begründet ja die grosse Gelassenheit der Barth'schen Theologie und nicht weniger den Witz, den Humor und die (Selbst-)Ironie Karl Barths. Darum rät Ralf Frisch nicht zufällig zu «einer christlichen Kunst des Seinlassens im Anschluss an Karl Barth [...], weil wir vielleicht nur zu retten sind, wenn wir hin und wieder auf Abstand zu uns selbst und zu unseren Machenschaften gehen und uns aus jener heilsamen Distanz wahrnehmen, aus der uns auch Gott wahrnimmt, wenn er uns liebt, erhält und sein lässt [...] Nimmt man Karl Barth ernst [...], dann bleibt dem Menschen vor Gott nichts anderes übrig, als in seinen menschlichen Grenzen und Möglichkeiten guter Dinge Mensch zu sein und sich daran genügen zu lassen, dass das eigentliche revolutionäre Drama längst geschehen ist. Es hat sich am eigenen Leib Gottes abgespielt» (Frisch, 181).

Doch diese Gelassenheit, etwas gut sein zu lassen, das noch nicht gut ist – im Wissen dar-

um, dass Gott es gut machen *wird*, mehr noch: dass Gott es bereits gut gemacht *hat*, fällt so verdammt schwer. Vielleicht könnte ja das Karl Barth-Jahr 2019 ein Anlass sein, sich in ihr zu üben als einer Lebenskunst, die gerade den Reformierten noch nie leichtgefallen ist.

Literatur:

- Karl Barth (1919), Der Römerbrief (Erste Fassung) 1919 (GA II.16), hg. von Hermann Schmidt, Zürich 1985.
Karl Barth (1922), Der Römerbrief (Zweite Fassung) 1922 (GA II.47), hg. von Cornelis van der Kooij und Katja Tolstaja, Zürich 2010.
Karl Barth (KD), Die Kirchliche Dogmatik. Bd. II/2, Zollikon-Zürich 1942.
Karl Barth (1956), Die Menschlichkeit Gottes (ThSt 48), Zollikon-Zürich 1956.
Karl Barth (1962), Einführung in die evangelische Theologie, Zollikon-Zürich 1962.
Ralf Frisch, Alles gut. Warum Karl Barths Theologie ihre beste Zeit noch vor sich hat, Zürich 2018.
Dorothee Sölle/Fulbert Steffensky, Zwietracht in Eintracht. Ein Religionsgespräch, Zürich 1996.

und wie die Verheissung, die denen gegeben ist, die sie hören. Rom 18
Jesu von sich in ihr enthält ist das grosse allgemeine, jeden Menschen
auf jeder Stufe belohnende Gehorsam der Gerechtigkeit Gottes. Die
in der ganzen Welt, unter Juden und Griechen, über die gesamte
Erde hinweg Gottes mit sich selbst kommt im Christus aus Licht und
in die Welt. Was der Mensch demnach der Aufzucht Gottes weisheit, das ist
in der Welt existierende Weise. Gott - der seine Schöpfung nicht
erlässt, Gott - der die Ungerechtigkeit der Menschen den Lauf könt, Gott
der sich nicht als Gott zu uns bekennt, Gott als höchste Begabung der
So. Jesus und So. Jesus der Welt und der Menschen, das ist das Unerschöpfliche,
das ist Welt-Gott, kraft der höchsten Attribute mit denen wir es im
höchsten Affekt überschauen. Der Schrei der Empiriker gegen diesen Gott
kommt der Wahrheit näher als die Klänge derer die ihn recht fertigen
wollen. Nur in Ermangelung eines Besseren, in Ermangelung des
Mutes der Verzweiflung wird der ausgesprochene Atheismus demnach der
Aufzucht Gottes im Allgemeinen verstanden. Im Christus aber redet Gott,
wie er ist und schafft den Welt-Gott dieser Welt Kluge. Er bejaht
sich selbst, indem er uns wie wir sind und die Welt wie sie ist, ver-
neint. Er gibt sich selbst als Gott zu erkennen, jenseits aller Affekte,
jenseits der Zeit, der Dinge und der Menschen, als der Erlöser der Ge-
spungenen und gerade kommt als der Sinn aller denen, was ist, als der
Schöpfer. Er bekennt sich zu uns, indem er die Diastase zwischen
uns und ihm schafft und wahrt. Er bejaht uns, indem er unsere
Krisis anerkennet, indem er uns ins Gericht bringt. Er verbringt uns die
Realität unserer Existenz, indem er im Christus Gott sein und als
Gott anerkannt sein will. Er, recht fertigt uns, indem er sich selbst
recht fertigt.
Rom 18
Aus demselben enthält sich die Gerechtigkeit Gottes, aus seiner Güte
zu uns, oder vielmehr Gott hat der Menschen nicht vergessen, der Schöpfer
hat die Schöpfung nicht aufgegeben. May das Gehorsam, durch Welt-

Faksimile: Karl Barth-Archiv, Basel.

Karl Barth beim Denken zusehen

Ein Werkstattbericht zur Annotation und Kommentierung von Barths *Einführung in die evangelische Theologie*

Dominik von Allmen-Mäder, Doktorand in Dogmatik und Religionsphilosophie (Institut für Systematische Theologie)

Sein «Schwanengesang» sei diese letzte Vorlesung, die er 1962 in Basel gehalten habe. Das sagt Barth im Vorwort über seine *Einführung in die evangelische Theologie*. Für Barths Verhältnisse ist es eines seiner schmalsten Bändchen. Und der Titel weckt die Erwartung, dass es hier um eine unspektakuläre Abhandlung der Fächer der Theologie, ihrer Methoden und Themen gehe. All das verführt dazu, die *Einführung* zur Seite zu legen und gleich zu den buchstäblich gewichtigeren Werken überzugehen, zu den beiden Römerbriefkommentaren, zur Kirchlichen Dogmatik ... Aber Barth wäre nicht Barth, würde er unter dem kokettierenden Label «Schwanengesang» nicht äusserst dichte und höchst lebendige Gedanken entfalten. Im Gespräch mit vielerlei Menschen, Zitaten, Schriften und seinem eigenen Werk spinnt er ein Netz von Anspielungen, Querverweisen und grossen Begriffen – teils innerhalb von wenigen Zeilen und meist ohne, dass er das besonders hervorheben würde. Wer genau hinschaut – und «Augen hat zu sehen» –, kann Barth dabei beim Denken zusehen.

Barth in Zeitlupe

Ein Beispiel: Im Kapitel über «Die Hoffnung» kritisiert Barth:

«Die Gnade der angeblichen, der von Menschen ersonnenen Götter pflegt – dem Dichten und Trachten des menschlichen Herzens entsprechend – keine wirkliche, nämlich keine frei sich schenkende, sondern eine bedingte, vom Menschen in angeblich guten Werken zu verdienende und zu erwerbende – und sie pflegt keine sub contrario verborgene, keine in radikaler Gefährdung des Menschen ihm zugewendete, keine richtende, sondern eine ihm irgendwie direkt angebotene und zugängliche, verhältnismässig handlich, billig und leicht anzueignende Gnade zu sein.»

Allein in diesem Satz sind mindestens drei Gesprächspartner_innen auszumachen, mit denen Barth seine Kritik an zu flachen Gottesbildern entwickelt, die keine echte Hoffnung zu schenken vermögen. Zunächst die Bibel, genauer Genesis 6,5ff.: «Als aber der HERR sah, dass der Menschen Bosheit gross war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar [...]» Das *sub contrario* geht zurück auf Luther. Dem war die Erkenntnis, dass sich Gott «unter gegensätzlichem Anblick, Empfinden und Erfahren» (Ebeling, 273; WA 18, 633, 9) verbirgt, für seine *theologia*

crucis ganz zentral. Die «billig und leicht anzueignende Gnade» spielt auf Dietrich Bonhoeffer an, der in seinem Buch «Nachfolge» billige und teure Gnade unterscheidet (vgl. Bonhoeffer, 29–43). Schlussendlich nimmt Barth mit diesem Satz auch eine Gedankenfigur auf, die er ausführlicher schon in § 17 seiner Kirchlichen Dogmatik entwickelt hat, wo er den Begriff «Religion» kritisch aufarbeitet.

Die Liste liesse sich fortführen, aber der Punkt ist schon deutlich geworden: Das genaue Hinhören auf Barths «Schwanengesang» befördert viele Schätze an den Tag. Diese Schätze für Leser_innen sichtbar(er) und zugänglich zu machen, ist das Ziel der Doppelpublikation zur *Einführung*, die am Institut für Systematische Theologie in Arbeit ist. Sie verfolgt dafür Barths Denken in Nahaufnahme. Wo Barth blitzschnell seinen Denkweg zurücklegt, zoomen Annotationen und Kom-

Im Barth-Jahr mit Barth denken

Das Zielpublikum ist breit: Gerade der Annotationsband wird für Studierende und Barth-Einsteiger_innen hilfreich sein, denn er kombiniert Barth im Originaltext mit Hintergrundwissen, weiterführenden Hinweisen in den Annotationen und werkgeschichtlichen Einsichten. Und die Community von Barth-Expert_innen dürfte sich für beide Bände ebenso interessieren. Denn die *Einführung* erhielt in der Barth-Forschung bislang noch wenig Aufmerksamkeit. Für die kritische Gesamtausgabe der Werke Barths (GA) ist sie nicht vorgesehen. Darum unternimmt der Kommentarband eine eingehende Interpretation der 17 Vorlesungen und erprobt die These, dass es sich bei der *Einführung* auf weite Strecken um Barths Pastoraltheologie handelt. Nirgends sonst in seinem Werk zeigt sich Barth derart an der Situation des Theologen/

«Da ich nicht gut einstündig Dogmatik ankündigen konnte, wollte ich die Gelegenheit dieses Schwanengesangs ergreifen, mir selbst und den Zeitgenossen in Kürze darüber Rechenschaft abzulegen, was ich auf dem Feld der evangelischen Theologie fünf Jahre als Student, zwölf Jahre als Pfarrer und dann vierzig Jahre lang als Professor auf allerlei Wegen und Umwegen bis jetzt grundsätzlich erstrebt, gelernt und vertreten habe.»

mentare heran und fragen nach: Woher hat er das? Wie kommt er auf jenes? Hat er schon einmal etwas Ähnliches geschrieben? Revidiert er nicht gerade eine seiner Positionen?

Nebeneffekte und Vorgeschichte des Projekts

Nicht nur *en passant* dient das Projekt auch der Nachwuchsförderung: Neben Magdalene L. Frettlöh sind im Herausgabe-Team mit Matthias Käser-Braun und Dominik von Allmen-Mäder zwei Doktoranden beteiligt. Für die Annotation und Kommentierung weiterer Kapitel zeichnen ebenfalls Doktorierende und ein Student verantwortlich. Die Gruppe hat sich ab September 2017 monatlich getroffen, um erste Entwürfe zu diskutieren. Dabei konnte sie auf ausführlich protokollierte Oberseminare von 2015 und 2016 aufbauen, in denen die *Einführung* einem *close reading* unterzogen wurde.

der Theologin interessiert wie hier. Davon zeugt nicht zuletzt der für ihn ungewöhnliche Begriff der *Theanthropologie*.

Erscheinen wird die Doppelpublikation Mitte des Barth-Jahres 2019 beim Theologischen Verlag Zürich – und hoffentlich viele Leser_innen finden, die Barth nicht nur beim Denken zusehen, sondern mit ihm gemeinsam (und) über ihn hinaus und bisweilen auch ganz anders als er denken möchten.

Literatur

Karl Barth, *Einführung in die evangelische Theologie*, Zürich 1962/⁹2017.

Dietrich Bonhoeffer, *Nachfolge* (DBW 4), hg. von Martin Kuske und Ilse Tödt, Gütersloh ³2002.

Gerhard Ebeling, *Luther. Einführung in sein Denken*, Tübingen ⁶2017.

Neues aus der Fakultät

Ehrenpromotion

Die Theologische Fakultät verlieh 2017 den Doctor honoris causa dem Künstlerpaar Elazar Benyoëtz und Metavel: Elazar Benyoëtz, dem Begründer der Bibliotheca Judaica; dem Aphoristiker und Lyriker, der jüdisches Dichten und Denken in der deutschen Sprache nach der Shoah neu belebt hat. Metavel, der Kabbala Gelehrten; der Miniaturenmalerin und Kalligraphin, die biblische Bücher und andere Texte der jüdischen Tradition in expressiv symbolische Sprachbilder setzt. Dem israelischen Künstlerpaar, das in Wort und Bild die Welt der Bibel und des Judentums neu sehen und hören lehrt und dessen Werk zur Inspirationsquelle auch für die christliche Theologie geworden ist.

Promotionen

Zum Doktor bzw. zur Doktorin der Theologie wurden im Akademischen Jahr 2017/2018 promoviert:

Am 16.11.2017 Kathrin Brodbeck: Was soll Fatima tun? Dilemmageschichten und Netzwerkkarten als Schlüssel zu Religiosität, Werten und Identität von Jugendlichen. Prof. em. Christoph Morgenthaler/Bern, Prof. Stefan Huber/Bern und Prof. Christoph Käppler/Dortmund. *Insigni cum laude*.

Am 30.11.2017 Eva Tyrell: Strategies of Persuasion in Ancient Greek and Hebrew Narrative Histories: a Comparative Study of the Hebrew Bible and Herodotus' Histories. Prof. René Bloch/Bern, Prof. Ernst Axel Knauf/Bern, Prof. Jonathan Price/Tel Aviv. *Summa cum laude*.

Am 09.1.2018 Tim Frank: Food Storage in Ancient Israel and Judah. Profn. Silvia Schroer/Bern und Prof. Ernst Axel Knauf/Bern. *Magna cum laude*.

Am 12.4.2018 Judith Hélène Stadler: Michal – Tochter Schauls, Frau Dawids – Liebende. Leidende. Widerständische. Prof. Ernst Axel Knauf/Bern, Profn. Silvia Schroer/Bern. *Magna cum laude*.

Am 25.6.2018 Melanie Werren: Würde und Demenz. Grundlegung einer Pflegeethik anhand der Würde von Menschen mit Demenz. Prof. Torsten Meireis/Berlin, Prof. Frank Mathwig/Bern, Prof. Johannes Eurich/Heidelberg. *Summa cum laude*.

Fakultät/Dekanat

Im vergangenen akademischen Jahr hat die von Profn. Katharina Heyden geleitete Interfakultäre Forschungs-kooperation (IFK) «Religious Conflicts and Coping Strategies» unter massgeblicher Beteiligung von Forschenden der Theologischen Fakultät ihre Arbeit aufgenommen. Über 45 Professor_innen sowie Nachwuchswissenschaftler_innen verschiedener Fächer, Fakultäten und Universitäten erforschen in diesem Rahmen in 12 Teilprojekten die religiösen Dimensionen von Konflikten und die Möglichkeiten ihrer Bearbeitung. Nähere Informationen unter www.religious-conflicts.unibe.ch.

Profn. Angela Berlis ist seit dem 1.8.2018 Dekanin der Theologischen Fakultät und löst Prof. Andreas Wagner in dieser Funktion ab. Prof. Andreas Wagner bleibt intermistisch im Herbstsemester 2018 in der Fakultätsleitung und vertritt Prof. Rainer Hirsch-Luipold als Vizedekan für Forschung, Planung und Finanzen während dessen Forschungssemester. Vizedekan für Studium und Lehre ist wie bisher Prof. David Plüss.

Des Weiteren sind an der Fakultät drei neue Professuren zu vermelden: Mathias Wirth, Ass.Professor für Systematische Theologie/Ethik, seit 1.8.2018 – Institut für Systematische Theologie; Georgiana Huian, Ass.Professorin, seit 1.9.2018, und Peter-Ben Smit, ao. Professor (auf 1.10.2018), beide für Systematische Theologie und Ökumene – Institut für Christkatholische Theologie.

Institut für Altes Testament

Obwohl Profn. Silvia Schroer als Vizerektorin und Prof. Andreas Wagner als Dekan stark anderweitig belastet waren, führte das Institut zwei Tagungen durch.

Vom 23.–25.11.2017 fand die internationale Fachtagung «Images in Transition. The Southern Levant and Its Imagery between Near Eastern and Greek Traditions (from 5th to 3rd Century BCE)» statt, die im Rahmen des SNF-Projektes «Die Bildwelt Palästinas/Israels zwischen Ost und West» an der Universität Bern durchgeführt wurde.

Vom 6.–11.05.2018 fand auf dem Monte veritá im Kongresszentrum der ETH Zürich (CSF) das internationale Symposium «Archaeology of Mind. Interdisciplinary Exploration in the Field of Old Testament Thinking» statt. Die große Tagung mit ca. 50 Teilnehmenden wurde von Prof. Andreas Wagner (Bern) in Zusammenarbeit mit Prof. Jürgen van Oorschot (Erlangen) organisiert und widmete sich der Frage, wie die Eigenart des Denkens des Alten Testaments im Dialog mit anderen Disziplinen (Psychologie, Soziologie, Neurologie, Evolutionsbiologie, Kognitionswissenschaft u.a.) zeitgemäss erfasst und beschrieben werden kann.

Darüberhinaus wurde eine Tagung zu «Intertextualität und die Entstehung des Psalters» (13./14.4.; LMU München) durch das strukturierte Doktoratsprogramm Basel-Bern-Zürich mitfinanziert.

PD Dr. Anna Zerneck, Assistentin am IAT, wurde als Ordentliche Professorin für Altes Testament an die Universität Kiel berufen und tritt ihre Stelle dort zum 1.9.2018 an.

Im HS 2017 haben das IAT und das INT gemeinsam ein neues Veranstaltungsformat etabliert. Einmal pro Semester sollen nun im Rahmen einer «Offenen Biblischen Sozietät» bibelwissenschaftliche Themen und ihre gesamtheologische sowie gesellschaftliche Bedeutung diskutiert werden. Zu den Titeln «Sola scriptura - Last oder Lust?» (HS 2017) und «Eint sie, oder entzweit sie? Die Bibel und die Einheit der Kirche» (FS 2018) tummelten sich nun bereits zweimal Fachvertreter_innen verschiedener theologischer Disziplinen, engagierte Studierende und weitere Interessierte auf diesem neuen Podium. Die nächste Offene Biblische Sozietät ist für den 23.10.2018 geplant.

Institut für Neues Testament

Am 3.10.2017 hielt Prof. Benjamin Schliesser seine Antrittsvorlesung zum Thema «Vom Jordan an den Tiber. Wie die Jesusbewegung in den Städten des Römischen Reiches ankam». Die urbanen frühchristlichen Zentren werden am INT zu einem neuen Arbeits- und Forschungsbereich ausgebaut.

Dr. Dr. Georgiana Huian forscht seit 1.9.2017 mit einem Bundes-Exzellenz-Stipendium, betreut von Prof. Rainer Hirsch-Luipold, am INT mit einem Projekt «Fra-

gile and Incomprehensible Humanity: Augustine's Apophatic Approach to the Human Being». Sie organisierte im Mai 2018 ein vom SNF gefördertes Symposium «The Sense of Divinity». Zum 1.9.2018 wurde sie zur Assistenzprofessorin für Systematische Theologie und Ökumene an unsere Fakultät berufen.

Seit 1.2.2018 arbeitet Dr. Peter Lötscher als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsteilprojekt «The One God: Conflict Zone and Concept of Integration» (geleitet von Prof. Richard King und Rainer Hirsch-Luipold) im Rahmen der Interfakultären Forschungs-kooperation (IFK) «Religious Conflicts and Coping Strategies».

Die Dissertation von Dr. Jan Rüggeheimer zur «Poetik der markinischen Christologie» wurde mit dem Armin Schmitt Preis für Biblische Textforschung ausgezeichnet, und die Dissertationsschrift von Michael Jost erhielt noch vor Abschluss des Promotionsverfahrens den Preis der «Fondation pour l'enseignement du judaïsme à l'Université de Lausanne (FEJUNIL)».

Im Januar begann das gemeinsam mit dem IPT und dem Inselspital durchgeführte Projekt «Epilepsy and Subjective Spirituality: An Interdisciplinary Approach» zur Frage der religiösen Selbst- und Fremdinterpretation von Epilepsie in Geschichte und Gegenwart (gefördert durch die Scherbarth-Stiftung).

Vom 22.–25.8.2017 fand in Bern die Tagung «Alexandria – Hub of the Hellenistic World» mit Vorträgen von internationalen Fachleuten aus einem breiten Spektrum an Disziplinen statt. Der Dekan der Yale Divinity School, Prof. Greg Sterling, hielt einen öffentlichen Abendvortrag zum antiken Alexandria aus der Sicht des Geographen Strabo. Vom 16.–18.3.2018 veranstaltete das INT in Verbindung mit der Theologischen Fakultät der Universität Basel (Prof. Moisés Mayordomo) ein internationales und ökumenisches Symposium anlässlich des 80. Geburtstages von Prof. em. Ulrich Luz unter dem Titel «Neues Testament und Kirche». In diesem Jahr war das INT Gastgeber des europäischen Forschungsnetzwerks zu Plutarch. Die in Zusammenarbeit mit der Universität Groningen organisierte Tagung vom 28.–30.6.2018 stand unter dem Thema «Plutarch and the Ancient Religious Landscape». An der «Nacht der Forschung» war das INT mit dem Thema «Lost in Translation» und der Replika einer Gutenberg-Druckerpresse vertreten.

Mitglieder des INT waren im In- und Ausland an einer Vielzahl von wissenschaftlichen Fachtagungen und kirchlichen Veranstaltungen beteiligt.

Institut für Judaistik

Im Frühjahrssemester 2018 wurde das Institut für Judaistik 10 Jahre alt. Es darf auf eine sehr erfolgreiche Dekade zurückschauen: Die Berner Judaistik ist fest etabliert und international zu einer wichtigen Adresse für Forschung und Lehre geworden. Im Berichtsjahr wurde Dr. Stefan Mürger, Co-Direktor des Kinneret Regional Projects, von der Universitätsleitung zum Assoziierten Professor berufen. Dr. Eva Tyrell schloss ihre Dissertation (Doppeldoktorat an der Universität Bern und an der Tel Aviv University) mit summa cum laude ab. Nach Ablauf ihrer Assistenz wurde sie durch Dr. Ilana Wartenberg ersetzt, die vom University College Lon-

don nach Bern kam und sich zu einem mediävistischen Thema habilitiert. Dr. Daniel Barbu, Oberassistent im Institut, wurde auf Januar 2018 nach Paris berufen (CNRS «Laboratoire d'Études sur les Monothéismes»). Im Berichtsjahr hat eine erfreuliche Zahl Studierender den neuen Minor-Studiengang «Judaistik» angetreten. Am 20.2.2018 wurde in Kooperation mit der Universität Fribourg das aus einer Tagung hervorgegangene Buch *Yehezkel Kaufmann and the Reinvention of Jewish Biblical Scholarship* vorgestellt. Am 14.5.2018 hielt Prof. Michael Brenner/München vor einem grossen Publikum die zweite Dr. Lutz Zwillenberg Lecture zum Thema «Was ist ein jüdischer Staat? Staat, Nation und Religion in Israel». Weitere Gastvorträge im Institut wurden gehalten von Prof. Jonathan Price/Tel Aviv, Dr. Dominik Sauerländer/Aarau, Dr. Greti Dinkova-Bruun/Toronto und Dr. Annette M. Böckler/Zürich. Im Berichtsjahr wurde im Rahmen des Berner IFK-Forschungsprojekts «Religious Conflicts and Coping Strategies» das Teilprojekt «The Use and Abuse of the Israel/Palestine Conflict» mit zwei neuen Mitarbeitenden (Mylène Socquet-Juglard und Dr. Simon Mastrangelo) lanciert. Von Seiten des SNF wurde das Sinergia-Projekt «Lege Josephum! Ways of Reading Josephus in the Latin Middle Ages» bewilligt, das, in Kooperation mit dem Institut für Klassische Philologie und dem Institut für Historische Theologie, 2019 beginnen wird.

Institut für Historische Theologie

Das IHT konnte in diesem Jahr den Hans-Sigrist-Preis für das Gebiet «Historical Research on Eastern Christianity» vergeben. Ausgezeichnet wurde Profn. Helen Murre-van den Berg/Leiden für ihre Forschungen zum syrischen Christentum. Am 1.12.2017 fand unter Mitwirkung der Preisträgerin ein Symposium zum Thema «Language and Religion in the (Re)Making of Syrian Christian Communities» statt. Die Berner Absolventin Rahel Schär erforscht seit dem 1.1.2018 als Sigrist-Fellow im Rahmen ihrer Dissertation die Vernetzung der Jura-Klöster in der Spätantike.

Bereits zum vierten Mal richtete das Institut einen Abend «Historische Theologie im Gespräch» aus, diesmal zum Thema: «Sola scriptura! Allein die Schrift?»

An der **Abteilung für Ältere Geschichte des Christentums und der Interreligiösen Begegnungen** wurde die interdisziplinäre Forschung intensiviert: Das von Profn. Katharina Heyden gemeinsam mit dem Historiker Prof. Stefan Rebenich geleitete IFK-Teilprojekt beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern Konzilien geeignete Formen der Bearbeitung religiöser Konflikte waren. In diesem Zusammenhang forschen neu Dr. Jessica van't Westeinde und Liliane Marti am Institut. Im SNF-Projekt zum byzantinischen Streit um die Energien Gottes wurde die Zusammenarbeit mit Kolleg_innen in Griechenland verstärkt.

Ein Höhepunkt in der Lehre war das gemeinsam mit Prof. David Plüss in Grindelwald durchgeführte interdisziplinäre Blockseminar «Das Pfarramt zwischen Spiritualität und Professionalisierung – in Antike und Gegenwart». Ihr Forschungssemester nutzte Profn. Katharina Heyden vor allem für die Übersetzung und Kommentierung des «Religionsgesprächs am Persischen Hof», eines spätantiken griechischen Disputationsromans. In der Lehre wurde sie von Prof. Gregor Emmenegger aus Fribourg mit einer Vorlesung zur Mystik bei den Kirchenvätern vertreten.

An der **Abteilung für Neuere Geschichte des Chri-**

stentums und Konfessionskunde konnte Assistent Gergely Csukás seine Dissertation über eine pietistische Zeitschrift einreichen. Er wird als Oberassistent an das Institut für Schweizerische Reformationgeschichte in Zürich wechseln. Steffen Götz, der aus Münster nach Bern kam, arbeitet seit dem HS 2017 neu als Assistent und schreibt an einer Dissertation über Lessing. Zusammen mit Prof. Heinrich R. Schmidt, Historiker, und PD Dr. Christian von Zimmermann, Germanist, wird im Rahmen des IFK das Forschungsteilprojekt «Rhetoriken konfessioneller Identität und Alterität. Religionskriege in der Schweiz zwischen Reformation und Liberalismus» durchgeführt. Als Doktorandinnen konnten Dominique Juen, Theologin, und Janine Scheurer, Historikerin, gewonnen werden.

Auch in der Lehre kam es zu einer erfreulichen interdisziplinären Kooperation mit dem Institut für Germanistik: Die Ringvorlesung «Christlich-literarisches Engagement in Geschichte und Gegenwart. Kurt Marti Gedächtnisvorlesung» fand im HS 2017 statt.

Institut für Systematische Theologie

Nach fünf Semestern Vakanz konnte zum 1.8.2018 die Professur für Systematische Theologie/Ethik (Nachfolge Prof. Torsten Meireis) besetzt werden. Wir heissen Dr. Mathias Wirth als neuen Kollegen herzlich am IST willkommen, wo er nun eine Assistentenprofessur mit tenure track innehat. Wirth, 1984 in Köln geboren, hat mit einer preisgekrönten Arbeit über «Distanz des Gehorsams. Theorie, Ethik und Kritik einer Tugend» (Tübingen 2016) in Hannover promoviert und forscht zuletzt mit einem Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung an der Divinity School der Yale University.

Und es gibt weitere erfreuliche Personalien zu berichten: Am Ende des FS 2018 wurden PD Dr. Luca Di Blasi zum Assoziierten Professor und PD Dr. Christoph Sigrist zum Titularprofessor ernannt. Am 30.4.2018 verteidigte Melanie Werren ihre Doktorarbeit über «Würde und Demenz. Grundlegung einer Pflegeethik anhand der Würde von Menschen mit Demenz» (summa cum laude). Werren wird nun auf eine PostDoc-Stelle (Ethik) wechseln. Auch kam der Vorschlag für die diesjährige Ehrenpromotion aus dem IST.

Matthias Käser-Braun erhielt im Oktober 2017 die Fakultätspreise für das beste Masterexamen und die beste Masterarbeit, die inzwischen als Band 5 in der tvz-Reihe «reformiert!» erschienen ist (siehe Buchpublikationen). Cristina Betz ist zum 1.8.2018 auf die Assistenten von David Plüss am IPT gewechselt, gehört aber weiterhin als Doktorandin im SNF-Projekt «Tod und Gender» zum IST.

Innerhalb des IFK-Forschungsprojekts «Religious Conflicts and Coping Strategies», das am 1.3.2018 startete, leitet Prof. Luca Di Blasi das Teilprojekt «Unvernehmen zwischen den Religionen» und kooperiert dabei mit Prof. Xinzhang Zhang/China. Dr. Elad Lapidot/Berlin arbeitet als PostDoc in diesem Projekt mit.

Unter Leitung von Dominik von Allmen fand am 24./25.5.2018 ein sehr anregendes Doktorats-Symposium mit dem Titel «Wie hast du's mit der Wahrheit?» statt, bei dem neben Doktorierenden auch Prof. Martin Doll/Düsseldorf, B. Gaus/taz Berlin, Prof. Franz Gruber/Graz, Prof. Andreas Krebs/Bonn; PD Hans Lichtenberger/Schlagenbad, Prof. Joachim Negel/Fribourg und Joulia Strauss/Berlin/Athen mitwirkten.

Am 4.6.2018 erfreute sich die Vernissage der ersten

fünf Bände der von Mitgliedern des IST hrsg. tvz-Reihe «reformiert!» eines großen und sichtlich vergnügten Auditoriums. Den Festvortrag «Reformierte Theologie – quo vadis?» hielt Prof. Michael Welker aus Heidelberg/Princeton.

Institut für Praktische Theologie

Abteilung Seelsorge, Religionspsychologie und Religionspädagogik

Zum ersten Mal in der Schweiz haben Angehörige verschiedener Religionen gemeinsam einen Studiengang im Bereich religiöse Begleitung besucht. Unter den Teilnehmer_innen des CAS «Religious Care in Migration Contexts» befanden sich drei Muslima, fünf Muslime (darunter drei Imame), ein Hindupriester und zwei Christen (darunter ein reformierter Pfarrer). An der feierlichen Diplomübergabe am 28.5.2018 in der Aula nahm Bundesrätin Simonetta Sommaruga teil.

Dr. Katie Givens Kime und Dr. Claudia Kohli Reichenbach führten Ende April 2018 mit Fördergeldern der Mittelbauvereinigung den Workshop «Psychology of Religion in the 21st Century: Medicine, Materialism, and the Place for Impossible Stories» mit Prof. Jeffery Kripal/USA durch.

Das von Profn. Isabelle Noth und Prof. Rainer Hirsch-Luipold gemeinsam mit dem Schlaf-Wach-Epilepsie-Zentrum der Universitätsklinik für Neurologie eingereichte Projektgesuch «Epilepsy and Subjective Spirituality: An Interdisciplinary Approach» wurde von der Scherbarth Stiftung bewilligt.

Zusammen mit der PH Bern organisierte Dr. Stefanie Lorenzen die Jahrestagung des Fachdidaktikforums Ethik, Religion, Kultur am 5./6.6.2018 zum Thema «Empirische Forschungslandschaft Schweiz im Fachbereich Ethik, Religionen, Gemeinschaft». Neben zwei thematischen Vorträgen zur empirischen Unterrichtsforschung gab es Gelegenheit, empirische Forschungsprojekte zu diskutieren und Einblick in die aktuelle didaktische Forschungslandschaft zum neu etablierten Schulfach ERG zu erhalten.

Als IFK-Teilprojektleiterin konnte Profn. Isabelle Noth Dr. Jessica Lampe anstellen. Vom 8.–10.7.2018 fand die von der Abteilung mitverantwortete Jahrestagung der International Association for Spiritual Care am Union Theological Seminary in New York (USA) statt. Dr. Claudia Kohli Reichenbach leitete die General Assembly, Dr. Jessica Lampe hielt den Eröffnungsvortrag zu «Internal Religious and Spiritual Struggles» und Doktorand Pfr. Frank Stüfen bot einen Workshop zu Seelsorge im Strafvollzug an.

Abteilung Homiletik, Liturgik und Kirchentheorie

Die erfolgte Einwerbung von Forschungsgeldern im Rahmen der Interfakultären Forschungskooperation zum Verhältnis von Religion und Konflikt hat auch die Abteilung Homiletik, Liturgik und Kirchentheorie in Beschlag genommen. Für das Teilprojekt über religiöse Rituale als Formen der Darstellung und Bearbeitung gesellschaftlicher Konflikte und Gewalterfahrungen konnte die Religionswissenschaftlerin Agnes Schubert aus Basel gewonnen werden. Kirsten Jäger, die das Kleidungsverhalten von Pfarrerrinnen und Pfarrern erforscht, verliess nach vier Jahren die Assistenzstelle. Cristina Betz hat ihre Nachfolge angetreten. Sie erforscht die theologische Deutung von Stillgeburten, deren juristische Regelung und rituelle Gestaltung.

An der Nacht der Forschung der Universität Bern am

26.9.2017 beteiligte sich die Abteilung HLK mit einem Stand zum Thema «Kirche zu verkaufen – Kirchenumnutzungen in der Schweiz». Auf grosses Interesse stiess die Datenbank Kirchenumnutzungen, beliebt war ausserdem das Quiz «Wie gut kennen Sie die Berner Kirche». Ausserdem gab es eine Ausstellung, eine Hörstation, einen Chatroom, einen Büchertisch und für die Kleinen eine Playmobilkirche.

Institut für Empirische Religionsforschung

Das Team des Instituts für Empirische Religionsforschung (IER) konzentrierte sich auch im Studienjahr 2017/18 auf die Durchführung von mehreren transdisziplinären, vom SNF geförderten Projekten zu den Forschungsschwerpunkten «Religiöse Pluralität und interreligiöser Friede» (Projekte zu Xenosophie, zu Säkularität und Säkularismus sowie zu Interreligiösen Partnerschaften) und «Religion in Osteuropa» (internationale Projekte mit Kolleg_innen in Russland, Rumänien und Georgien). In den Forschungsprojekten zu Xenosophie und Säkularität sowie in den drei Osteuropäischen Staaten wurde die Datenerhebung erfolgreich abgeschlossen. Neben der Forschung hat das IER im Berichtszeitraum auch Dienstleistungen erbracht. So wurde das Praxisprojekt «Dialogue en Route» der interreligiösen Arbeitsgemeinschaft (IRAS COTIS) in deren Auftrag evaluiert. Im HS 2017 wurde Dr. Christophe Monnot, der im Säkularitätsprojekt mitarbeitete, als Dozent an die Theologische Fakultät der Universität Strasbourg berufen. Ende des FS 2018 organisierte das IER eine Reihe mit vier Gastvorträgen zum Thema Spiritualität (Prof. Constantin Klein/München, Dr. Sarah Demmrich/Münster, Prof. Tatjana Schnell/Innsbruck, Prof. Christina aus der Au/Zürich). Neben «Religiöse Pluralität» und «Religion in Osteuropa» soll das Thema «Spiritualität» ein dritter Forschungsschwerpunkt des IER werden. Ebenfalls gegen Ende des FS 2018 wurde Prof. Stefan Huber von der Zeitschrift RELIGIONS eingeladen, als «guest editor» eine Sonderausgabe zum Thema «empirical research on religion» herauszugeben. Die Lehrveranstaltungen des IER wurden von vielen Studierenden besucht und von ihnen positiv evaluiert. Im Berichtszeitraum wurden zwei Doktorandinnen des IER ins Doktoratsprogramm aufgenommen sowie mehrere Bachelor- und Masterarbeiten erfolgreich betreut.

Institut für Christkatholische Theologie

Die Universitätsleitung rief 2017 dazu auf, sich als internationale Universität zu profilieren. Das «Institut für Christkatholische Theologie» (ICKath) ist seit je international ausgerichtet. Zehn (Mutter-)Sprachen werden hier gesprochen, das mehrkonfessionelle Profil spiegelt den Radius christkatholischer kirchlicher Dialoge und Partnerschaften wider. Im HS 2017 nahmen drei neue Doktorierende aus Serbien, Indien und Neuseeland, im FS 2018 eine aus der Schweiz ihr Doktoratsstudium auf.

Am 16.9.2017 fand in Zusammenarbeit mit Bischof und Synodalrat ein «Schnuppernachmittag für am Studium Interessierte» statt, im Anschluss daran präsentierte sich das ICKath in der «Nacht der Forschung» der Universität mit Kurzvorträgen zum Thema «Der religiöse Soundtrack des Lebens». Am 23.3.2018 lud das ICKath zu einem «Tag der Offenen Tür» ein.

Im HS 2017 nahm Prof. Douglas Pratt die Vertretung der vakanten Professur in Systematischer Theologie wahr; seine Veranstaltung über religiösen Extremismus war Teil des internationalen Vorlesungsprogramms; bei

der Vernissage zum gleichnamigen Buch sprach u.a. Nationalrätin Margaret Kiener Nellen. Lehraufträge in orthodoxer Theologie wurden von Dr. Stefanos Athanasios und Dr. Mariam Kartashyan wahrgenommen. Im FS 2018 las Prof. George G. Pothan/Indien über Religionen in Indien.

Gemeinsam mit dem Schweizerischen Rat der Religionen, der Schweizerischen Gesellschaft für Theologie und dem Haus der Religionen organisierte das ICKath am 17.11.2017 eine gut besuchte interreligiöse Tagung zum Thema ««Wenn Deine Wahrheit nicht meine ist.» Wahrheitsanspruch und Pluralität der Religionen in der Schweiz». Im Januar 2018 fand ein internationales Doktorandenkolloquium in Bern mit Doktorierenden aus Sibiu und Bern unter Leitung von Prof. Daniel Buda (Sibiu und ÖRK) und Profn. Angela Berlis statt. Ein mehrtägiges Forschungskolloquium brachte Prof. Jürgen Werbeck/Münster und Pater Stephan Horn/Bad Wurzach als Experten nach Bern. Am 8./9.6.2018 fand anlässlich des 125-jährigen Bestehens der eng mit unserer Institution verbundenen «Internationale(n) Kirchliche(n) Zeitschrift» (www.ikz.unibe.ch) eine Tagung statt, die sich u.a. mit der Open-Access-Strategie befasste. Gastvorträge hielten im HS 2017 Prof. Jürgen Werbeck/Münster, Prof. Mel Robeck/Pasadena und – im Rahmen des fakultären Mentoringprogramms – Profn. Jenny Dixon/Auckland sowie im FS 2018 Profn. Antonia Moropoulou/Athen, letztere über die Restauration der Grabeskapelle in Jerusalem.

Wir freuen uns, dass die orthodoxe Theologin Georgiana Huian aus Bukarest (Ass.Prof. mit tenure track) und der altkatholische Theologe Peter-Ben Smit (a.o. Prof.) aus Amsterdam ab HS 2018 gemeinsam auf die Professur für Systematische Theologie und Ökumene berufen wurden.

Koordinationsstelle für praktikumsbezogene theologische Ausbildung (KOPTA)

Walter Hug wurde nach 24 Jahren bei der KOPTA am 31.7.2018 pensioniert. Die Leitung der KOPTA und des Lernvikariats übernimmt Andreas Köhler-Andereggen. Martina Schwarz wird neue Leiterin des Praktischen Semesters (PS), Carsten Heyden neuer Verantwortlicher für religionspädagogische Ausbildung im Praktischen Semester und im Lernvikariat (LV).

Zusammen mit dem Ausbildungskonkordat gab es im September 2017 zum zweiten Mal die Perspektiventage für Theologiestudierende, an denen über 45 Studierende teilgenommen haben. Am Praktischen Semester 2018 nehmen 8 Studierende teil. Im Herbstsemester beginnt das Lernvikariat mit einer Gruppe von 17 Studierenden. Im Rahmen des CAS-Studienganges «AusbildungspfarferIn» schlossen mehrere Teilnehmer_innen die Weiterbildung 2017 erfolgreich ab.

Kompetenzzentrum Liturgik

Am 25.8.2017 fand zum zweiten Mal der vom Kompetenzzentrum Liturgik (KLI) initiierte Schweizer Kirchenbautag statt. Gut 150 Entscheidungsträger_innen aus Kirche, Denkmalpflege und Öffentlichkeit nahmen daran teil. In Referaten, Podiums- und Publikumsdiskussionen wurden anhand konkreter Beispiele Probleme und Perspektiven im Umgang mit Kirchenumnutzungen debattiert. Im Hinblick auf die Tagung hatten PD Dr. Johannes Stückelberger und Ann-Kathrin Seyffer eine Datenbank Kirchenumnutzungen (mit 200 Einträgen) erstellt, die online zugänglich ist und fort-

geführt wird. Die gesamte Tagung wurde filmisch dokumentiert. Für Datenbank und Dokumentation siehe: www.schweizerkirchenbautag.unibe.ch.

Die reformierte Liturgie- und Gesangbuchkonferenz veranstaltete in Zusammenarbeit mit dem KLI, den Fachstellen für Aus- und Weiterbildung und den Gottesdienstfachstellen verschiedener Kantonalkirchen am 30.8.2017 die erste «Werkstatt Gottesdienst und Musik» in Zug. Unter dem Titel «Reformiert feiern – Spiel mit Wort und Musik» ging es um die vielfältigen Möglichkeiten des Zusammenwirkens von Wort und Musik im Gottesdienst. Auch am Gottesdienstforum des Bereiches Theologie der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn im März 2018 mit dem Thema «Verkündigung durch Kunst» war das Kompetenzzentrum beteiligt. Der ökumenische Arbeitskreis Liturgik des KLI beschäftigte sich im Juni 2018 mit dem christkatholischen systematischen Theologen Adolf Thürlings (1844–1915) und seinen Vorlesungen zu Liturgik. Gemeinsam mit Profn. Katharina Heyden gestalteten Mitarbeitende des KLI an der Konferenz der European Association for the Study of Religions im Juni ein anregendes Panel zu multireligiösen sakralen Räumen.

2015 fand in Bern der fünfte Internationale Kongress für Kirchenmusik statt, im August 2017 erschien ein umfangreicher Sammelband mit Referaten und Workshop-Beiträgen sowie einer Dokumentation der Konzerte und Gottesdienste, die im Rahmen der Tagung stattfanden (siehe Publikationen).

Neben Tagungen und Publikationen gehörten auch das regelmässig stattfindende Forschungskolloquium Gegenwartsliturgik sowie zahlreiche weitere Lehrangebote zu den Aktivitäten des KLI. U.a. konnte im Rahmen des Praktischen Semesters zum ersten Mal ein Blockseminar mit der Kirchenmusikausbildung der Hochschule der Künste Bern (HKB) zu «Lied und Liturgie» für Student_innen beider Institutionen durchgeführt werden.

Aus- und Weiterbildung Seelsorge (AWS)

Die AWS baut zurzeit ihren Schwerpunkt im Bereich Spital- und Klinikseelsorge weiter aus. Um gezielt für die komplexen Aufgaben der Seelsorge im interdisziplinären und interreligiösen Setting auszubilden, konzipiert die AWS unter der Projektleitung von Dr. Claudia Graf neue Kursmodule auf DAS- und MAS-Stufe. Im Januar 2018 wurde Pfr. Lukas Stuck als Studienleiter für die Weiterbildung in Altersseelsorge in Heimen und Gemeinden gewählt. Erneut hat sich im letzten Jahr gezeigt, dass das flexible modulare Angebot des Weiterbildungsprogramms heutigen Bedürfnissen entspricht, da die Nachfrage für Kurse der fünf Studiengänge anhaltend gross ist. In den studiengangübergreifenden B-Modulen wurden im letzten Jahr Pfarrpersonen, Fachpersonen aus dem Gesundheitswesen (CAS Spiritual Care) und in der religiösen Begleitung Tätige, u.a. mit islamischem und hinduistischem Hintergrund (CAS Religious Care in Migration Contexts), gemeinsam ausgebildet. Folgende Personen haben bei der AWS die Studienleitung inne: Pfrn. Christina Soland (CPT), Pfr. Frank Stüfen (SSMV), Pfrn. Dr. Karin Tschanz (SYSA), Pfr. Hansueli Minder (AKHS), Pfrn. Saara Folini und Pfr. Dr. Jacques-Antoine von Allmen (LOS). Die Geschäftsleitungsstelle von Dr. Claudia Kohli Reichenbach wurde per 1.8.2018 auf 50% aufgestockt und in eine Dozentur umgewandelt.

Buchpublikationen 2017/2018

- Angela Berlis, Anne-Marie Korte und Kune Biezeveld † (Hg.), *Everyday Life and the Sacred: Re/configuring Gender Studies in Religion*, Leiden/Boston 2017.
- Luca Di Blasi, *Dezentrierungen. Beiträge zur Religion der Philosophie im 20. Jahrhundert*, Berlin/Wien 2018.
- Dozentur für Diakoniewissenschaft (Hg.), 2018. *Jahrbuch Diakonie Schweiz* 2. URL: <http://bop.unibe.ch/JDS>.
- Magdalene L. Frettlöh (Hg.), «Gottes kräftiger Anspruch». *Die Barmer Theologische Erklärung als reformierter Schlüsseltext (reformiert! 3)*, Zürich 2017.
- Magdalene L. Frettlöh und Matthias Käser-Braun (Hg.), *Zitat und Zeugenschaft. Eine Spurensuche im Werk von Elazar Benyoëtz (Erev-Rav-Hefte: Israelitisch denken lernen 8)*, Uelzen 2017.
- Thomas Gartmann und Andreas Marti (Hg.), *Der Kunst ausgesetzt. Beiträge des 5. Internationalen Kongresses für Kirchenmusik, 21.–25. Oktober 2015 in Bern* (Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft. Serie II / Publications de la Société Suisse de Musicologie. Série II), Bern et al., 2017.
- Christina Harker, *The Colonizers' Idols. Paul, Galatia, and Empire in New Testament Studies* (WUNT II/460), Tübingen 2018.
- Michaela C. Hastetter und Stefanos Athanasiou (Hg.), «Ut Unum sint». *Zur Theologie der Einheit bei Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI.*, Regensburg 2018.
- Jan Hermelink und David Plüss (Hg.), *Predigende Bilder. Was die Homiletik von Kunstwerken lernen kann*, Leipzig 2017.
- Katharina Heyden und Henrike Manuwald (Hg.), *Übertragungen heiliger Texte in Judentum, Christentum und Islam. Fallstudien zu Formen und Grenzen der Transposition. Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie*, Tübingen 2018.
- Martin Hirzel und Frank Mathwig (Hg. der deutschsprachigen Ausgabe): Amy Nelson Burnett/Emidio Campi (Hg.), *Die schweizerische Reformation. Ein Handbuch*, Zürich 2017.
- Simon Hofstetter und Esther Gaillard (Hg.), *Heim- und Verdingkinder. Die Rolle der reformierten Kirchen im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2017.
- Michael R. Jost und Jörg Frey (Hg.), *Gottesdienst und Engel im antiken Judentum und frühen Christentum* (WUNT II/446), Tübingen 2017.
- Matthias Käser-Braun, *Judas Ischarioth: «Überlieferer» des Evangeliums. Karl Barths erwählungstheologische Interpretation der biblischen Judasgestalt (reformiert! 5)*, Zürich 2018.
- Ralph Kunz und Matthias Zeindler (Hg.), *Alle sind gefragt. Das Priestertum aller Gläubigen heute (denkMal 9)*, Zürich 2018.
- Christoph Morgenthaler, David Plüss und Matthias Zeindler, *Assistierter Suizid und kirchliches Handeln. Fallbeispiele – Kommentare – Reflexionen*, Zürich 2017.
- Katrin Müller, *Lobe den Herrn, meine «Seele». Eine kognitiv-linguistische Studie zur næfaæs des Menschen im Alten Testament* (BWANT 215), Stuttgart 2018.
- Douglas Pratt, *Religious Extremism. Rejecting Diversity*, London 2017.
- Douglas Pratt und Angela Berlis (Hg.), *Belief Diversity and Lived Experience of Religion* (Special Themed Issue/Bern Interreligious and Oecumenical Studies, 4), *Studies in Interreligious Dialogue* 27/2, Leuven 2017.
- Jan Runggemeier, *Die Poetik der markinischen Christologie. Eine kognitiv-narratologische Exegese* (WUNT II/458), Tübingen 2017.
- Martin Sallmann und Matthias Zeindler (Hg.), *Dokumente der Berner Reformation: Disputationsthesen, Reformationsmandat und Synodus, im Auftrag des Synodalrates der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn*, Zürich 2013, 2. Auflage 2017.
- Silvia Schroer und Stefan Mürger (Hg.), *Khirbet Qeiyafa in the Shephelah. Papers presented at a Colloquium of the Swiss Society for Ancient Near Eastern Studies held at the University of Bern, September 6, 2014* (Orbis Biblicus et Orientalis 282), Fribourg/Göttingen 2017.
- Christoph Sigrist, Gerry Hofstetter und Alexandra Steinegger (Hg.), *Schattenwurf Zwingli. 500 Jahre Reformation in der Schweiz*, Zürich 2017.
- Christoph Sigrist, Anna Reinhart und Ulrich Zwingli. *Von der Tochter eines Gastwirts zur Frau des Reformators. Roman-Biografie*, Freiburg i. Br. 2017.
- Jürgen van Oorschot und Andreas Wagner (Hg.), *Anthropologie(n) des Alten Testaments. (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie 42)*, Leipzig, 2. Auflage 2018.
- Matthias Zeindler und David Plüss (Hg.), «In deiner Hand meine Zeiten ...». *Das Kirchenjahr – reformierte Perspektiven, ökumenische Akzente (reformiert! 4)*, Zürich 2018.